## Robert Kurz

# KRISE UND KRITIK

### Die innere Schranke des Kapitals und die Schwundstufen des Marxismus

### Ein Fragment. Zweiter Teil

*Editorische Vorbemerkung: Am 10. Februar 2010 verschickte Robert Kurz an die damalige EXIT!-Redaktion per E-Mail einen Text mit den Worten: »anbei der erste Teil des aus der „Toten Arbeit" ausgekoppelten kleineren Buchprojekts „Krise und Kritik" für die Diskussion beim kommenden Treffen. Alles Erforderliche ist Vorwort und Einleitung zu entnehmen.« Der Text wurde nach besagtem Treffen in wenigen kleinen Punkten redaktionell überarbeitet und seit Mai 2010 nicht mehr geändert.*

*Wie im Vorwort seines letzten Buches „Geld ohne Wert" dargelegt, entschied sich Robert Kurz, aus dem ursprünglichen, großangelegten Buchprojekt „Tote Arbeit" eine Reihe von Büchern zu machen. Von diesen konnte er nur „Geld ohne Wert" fertigstellen, das wenige Tage nach seinem Tod an den Buchhandel ausgeliefert wurde. „Krise und Kritik" wäre ein weiteres Buch in dieser Reihe geworden. Von den – einschließlich Einleitung und Epilog – sechsunddreißig vorgesehenen Kapiteln hat Robert Kurz aber nur noch zehn schreiben können. Das Vorwort sowie die Kapitel 1 bis 4 sind in EXIT! 10 erschienen. Kapitel 5 bis 9 sind im Folgenden abgedruckt.*



## 5. Psychologismus für Arme

Zu den Inhalten der radikalen Krisentheorie werden wir auf den Spuren ihrer Kritiker und Feinde nicht so schnell vordringen. Deren Hauptwaffen sind andere; nicht die inhaltliche Widerlegung bildet den Schwerpunkt der Argumentation, sondern die denunziatorische Rhetorik. Wenn freilich die Polemik den Adressaten auch persönlich und in manchen Fällen gerechterweise unter der Gürtellinie treffen soll, muss sie auch zielgenau sein. Das bedarf einer scharfen Beobachtung. Dieses Kriterium gilt ganz besonders, wenn man sich die vermeintlich angeschlagene Psyche des Gegners vornehmen möchte, indem man so tut, als würde man sich in diese hineinversetzen. In dieser Hinsicht geben sich die gemeinlinken Kritiker der radikalen Krisentheorie allzu gönnerhaft; sie unterstellen dem ganzen Ansatz samt seiner analytischen Gehalte eine rein psychisch bedingte kompensatorische Leistung.



Michael Heinrich lässt es sich bei diesem Unterfangen nicht nehmen, den angeblich von Sinnkrisen gebeutelten Vertretern dieser Theorie tief in ihr verzagtes Herz zu blicken: „Wir finden bei Kurz die modernisierte Variante einer sinnstiftenden Geschichtsphilosophie, ohne die zumindest ein großer Teil derjenigen, die eine fundamentale Kritik an den herrschenden Verhältnissen üben, anscheinend nicht auskommen können: die eigene Ohnmacht wird durch die Gewissheit relativiert, dass wenigstens auch dem übermächtigen Gegner kein langes Dasein mehr beschieden sein wird und dass man selbst zumindest dies sicher weiß" (Heinrich 2000, 41). Was für ein netter Trick, derart das Terrain der Argumentation zu wechseln, um ganz unabhängig von Begründungsfähigkeit auf jeden Fall obenauf zu sein.

Bei näherer Betrachtung wird diese Befindlichkeitsschau freilich in ein seltsames Zwielicht getaucht. Entweder nimmt Heinrich nämlich an, dass ein „Großteil" derjenigen, die „fundamentale Kritik an den herrschenden Verhältnissen üben", einfach mit zwingender Notwendigkeit vor der Übermacht des Gegners zurückschrecken muss und deshalb psychische Krücken benötigt – dann kann er selbst diese Einsicht aber nur haben, weil er im Grunde gar nicht zu den fundamentalen Kritikern gehört und nur deshalb keine theoretischen Psychopharmaka braucht, sondern das „geschichtsphilosophische" Suchtbedürfnis[1] an äußeren Objekten wie unsereins studieren darf. Oder aber, und das wäre eine noch nettere Variante, Heinrich zählt sich zwar zu den fundamentalen Kritikern, aber eben zur kleinen Minderheit einer Art Oxford-Elite dieser Kritik, die derart von geistiger Gesundheit und Ichstärke strotzt, dass sie dem Gegner trotz dessen Übermacht ohne Dopingmittel ins Auge zu schauen vermag.

In beiden Fällen ist Heinrich zumindest in seiner eigenen Vorstellungswelt ein Seelenveterinär, der die ZusammenbruchstheoretikerInnen erst mal auf die Couch legt. Und die Betrachter dieses rhetorischen Theaters werden, so das Kalkül, verständnisvoll mit dem Kopf nicken, wenn der Herr im weißen Kittel seine Fragen an die Patienten richtet und (dem Publikum gegenüber augenzwinkernd) aus lauter Barmherzigkeit so tut, als würde er ihre Erzählungen ernst nehmen;

[1] Nebenbei bemerkt geht die Zuschreibung einer sogenannten „Geschichtsphilosophie" völlig an der Argumentation der wert-abspaltungskritischen Theoriebildung vorbei. Diese hat nichts mit einer ideologischen Geschichtsmetaphysik nach dem Muster von Hegel oder andererseits des Existentialismus zu tun, die gerade umgekehrt grundsätzlich kritisiert wird im Zuge einer Kritik der Aufklärungsvernunft und ihrer historischen Derivate. Die radikale Krisentheorie im strengen Sinne beruft sich nicht auf eine „Geschichtsphilosophie", sondern auf die übergreifende Dynamik des kapitalistischen Akkumulationsprozesses, also auf die Binnengeschichte dieser begrenzten Produktionsweise. Alle spezifisch krisentheoretischen Argumente beziehen sich allein darauf. Wenn unabhängig davon auf geschichtstheoretischer Ebene die Frage einer begrenzten „Geschichte von Fetischverhältnissen" aufgeworfen wird, so handelt es sich dabei ebensowenig um eine „Geschichtsphilosophie" Hegelscher Prägung, weil auch in dieser Hinsicht jede ontologisch rückgebundene Fortschrittsmetaphysik verworfen und das Ende einer historischen Diskontinuität von „Fetischverhältnissen" rein negativ bestimmt wird (vgl. dazu Kurz 2004).

wo doch er und das Publikum wissen, dass es eine absolute innere Schranke des Kapitalismus ebenso wenig geben kann wie das Ungeheuer von Loch Ness. Die dritte Möglichkeit, dass nämlich diese „klinische“ Seelendeutung der radikalen Krisentheorie bloß ein Ablenkungsmanöver und die ganze Zuschreibung schlichtweg ein Psychologismus für Arme ist, wollen Heinrich und seine gut getrimmten Zöglinge gar nicht erst zulassen.

Natürlich möchten nicht zuletzt die in der „Blogosphäre“ bloß assoziativ herumblökenden linken Stammtisch-Räsonneure, denen die Auseinandersetzung um den Marxschen Krisenbegriff ein Buch mit sieben Siegeln ist, sich in ihrer vermeintlichen Ichstärke eines hohlen „Antikapitalismus“ geschmeichelt fühlen und auf jeden Fall zur kritischen Oxford-Elite gehören; und so fällt die Heinrichsche Seelenklempnerei gegenüber der radikalen Krisentheorie auf fruchtbaren Boden, gerade weil man sich auf diese inhaltlich nicht einlassen will. Das würde ja bedeuten, dass man die Mühen einer konzentrierten Lektüre auf sich nehmen müsste, und so ernst kann die Sache denn doch nicht genommen werden. Da kommt die psychologistische Deutung gerade recht, um sich ohne eigene Anstrengung des Begriffs und ohne unliebsamen Begründungszwang über die „Zusammenbruchstheoretiker“ erhaben fühlen zu können.

Dass der Psychologismus einer Frage nach „Motiven“ nicht das geringste darüber aussagt, ob eine Theorie innerhalb ihrer historischen Bedingtheit richtig oder falsch ist, kann man so getrost vernachlässigen. Schon Marx sollte immer wieder durch eine Zurückführung seiner Theorie auf unkoschere persönliche Motive „widerlegt“ werden[2]. Es ist allerdings kaum verwunderlich, wenn

[2] Ein ganzer Strang der Marx-Töterei beschäftigt sich damit, die Kritik der politischen Ökonomie als „theoretische Rationalisierung“ der psychischen Disposition und der Charakterfehler von Marx zu interpretieren, wobei letztlich ein „dämonischer Machtwille“ maßgeblich gewesen sei. Eine besonders plumpe Version liefert der Jurist und Politikwissenschaftler Konrad Löw, der in diesem Sinne die Marxsche Familiengeschichte auszuschlachten versucht. Nicht nur die bekannte Haushälterin habe unter der „Geilheit ihres Herrn“ leiden müssen (Löw 1996, 107); Marx habe sich auch durch eine „unüberbietbare Hartherzigkeit der eigenen Frau, den eigenen Kindern gegenüber“ (a.a.O., 144) ausgezeichnet, denn er „weigerte sich beharrlich, einen Brotberuf zu suchen, und das trotz bitterster Armut“ (ebda). Marx war einfach kein Guter, und deshalb muss seine „autokratisch“ formulierte Theorie grundfalsch sein. Ausflüge in die Psyche von Marx unternimmt inzwischen auch Helmut Reichelt als Vertreter der „neuen Marx-Lektüre“, deren neueste Perle darin besteht, alles theoretisch Unliebsame bei Marx auf neurotische Selbstüberhebungen zurückzuführen. Schon der junge Marx spreche mit dem „Gestus des absoluten Wissens“ (Reichelt 2008, 344), und überhaupt: „Hinter der Marxschen Verachtung der anderen Linkshegelianer, den ewigen Schülern, die sich nicht von der Autorität Hegels lösen können, versteckt sich sein eigener Selbsthass“ (a.a.O., 351). Der gestörte Marx habe immer nur gegen seine eigenen Allmachtsphantasien angeschrieben: „Die angestrebte Unsterblichkeit, zu sein wie die Götter, verwechselt die Beruhigung durch Theorie mit der Ruhe selbst. Theorie ist an ihr selbst Ausdruck des nie endenden Versuchs, der Bedrohung zu entkommen“ (a.a.O., 357). Das Zurückschrecken vor der Einsicht in die eigene psychische Befindlichkeit habe Marx dann inhaltlich zu all dem veranlasst, was Reichelt nicht schmeckt: „Diese Abwehr...stellt sich dar als – Geschichtsphilosophie“ (ebda), nämlich als Versuch, „den Gedanken radikaler Emanzipation mit der Vorstellung eines weltgeschichtlichen Kulminationspunktes zu verknüpfen“ (a.a.O., 411). Hätte Marx zu Lebzeiten einen so guten Analytiker gehabt, wären ihm seine Fehlleistungen nicht





eine solche Flankierung des pejorativen Urteils über theoretische Inhalte in postmodernen Zeiten Konjunktur hat. Der zirkulationsideologische Relativismus geht gut zusammen mit der Revitalisierung psychologistischer Anmache; zumal ja auch in der Neoklassik die subjektiven Präferenzen der Marktteilnehmer als geradezu konstitutiv für das gesellschaftliche Verhältnis gelten und die Ökonomie womöglich „zu 90 Prozent Psychologie“ sein soll. In einer Epoche der virtuellen Reduktion auf die Marktpsychologie, die sich derzeit zum Untergang anschickt, färbt dieses Denken auch auf die linken Diskurse ab und wird zum Kampfmittel. Wir mussten eine neue „Zusammenbruchstheorie“ erfinden, weil wir einfach seelisch gestört und irgendwie krank sind.

## 6. Ist der Kapitalismus nur wegen mangelnder Funktionsfähigkeit kritikwürdig?

Die Rhetorik einer inhaltslosen Intervention, die dem Gegner etwas anhängen will, bevor sie sich überhaupt auf das Feld seiner Begründungen begibt, setzt sich fort in der Unterstellung, die radikale Krisentheorie laufe darauf hinaus, den Kapitalismus nicht „an sich“ zu kritisieren, sondern ihm nur seine mangelnde Funktionsfähigkeit vorzuwerfen. Hier deutet sich schon an, dass das Verhältnis von Krise und Kritik ein zentrales Problem auch für die rest- und postmarxistischen Schwundstufen der Auseinandersetzung um die unabgeschlossene Marxsche Krisentheorie darstellt, dem sie aber bloß ausweichen wollen. Die einschlägigen Invektiven versuchen, den Kapitalismus als solchen von seiner Krisenpotenz zu trennen und daraus denunziatorisches Kapital zu schlagen. So fragen die „antideutschen“ Ideologen rhetorisch: „Wäre denn der Kapitalismus eine vernünftige Sache, wenn er seine Verwertungsschwierigkeiten nicht hätte...?“ (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 105). Natürlich hat niemand behauptet,

passiert. Die vermutlich albernste Variante einer solchen Neurotisierung der Marxschen Reflexion liefert der Wiener „kritische“ Billigjournalist Franz Schandl, der die ehemals von ihm oberflächlich vertretene Wertkritik in lebensphilosophische und lebensreformerische Phrasen aufgelöst hat und nun die vermuteten psychosomatischen Gebrechen, ja sogar die Krankheiten des „Übervaters“ zum Anlass für eine „Kritik des Theoretikers“ (Schandl 2008) schlechthin nimmt. Dass es in der Theoriebildung wie auch sonst überall Motive und psychische Dispositionen gibt, wer wollte das bestreiten. Eine Einbeziehung dieser Dimension muss aber von der ausgewiesenen theoretischen Kritik ausgehen und kann nicht unmittelbar eine bloß unterstellte psychische Abwehr oder Verdrängung vor jedem Inhalt oder ganz unabhängig davon zum Kampfargument machen. Dabei stellt sich sofort die umgekehrte Frage, wer die Motive der Motiv- und die Befindlichkeiten der Befindlichkeitsforscher erforscht. Wollte man die Psyche des bürgerlichen Individuums tatsächlich in Beziehung zu inhaltlichen Aussagen oder zur Theorie schlechthin setzen, dann wären die Vertreter dieser Art von Diagnostik selber als erste auf die Couch zu legen. Man kann deren Motive zumindest dort benennen, wo sie unfreiwillig offenherzig werden. Härter gesagt: Wer meint, aus Gründen des Ressentiments, der Meinungskonkurrenz oder der ideologischen Identitätsversicherung den Psycho-Grill anheizen zu müssen, sollte selber darauf geröstet werden.

dass der Kapitalismus ohne Krise eine „vernünftige Sache“ wäre; diese angebliche Implikation ist eine pure Erfindung, um sich auf die abgewehrte krisentheoretische Argumentation als solche gar nicht erst einlassen zu müssen bzw. ihr den Geruch mangelnder Radikalität anzuhängen.

Dieser Ebenensprung findet sich auch bei Michael Heinrich. So behauptet er, „dass Kurz trotz heftigster Abgrenzung vom >Arbeiterbewegungsmarxismus< einige von dessen zentralen Elementen reproduziert: so etwa…eine moralische Kapitalismuskritik (der Kapitalismus wird an Zwecken gemessen, die er überhaupt nicht hat, so etwa, wenn das >Scheitern< des Kapitalismus konstatiert wird, insofern er Arbeitslosigkeit und Elend produziert)“ (Heinrich 2000 b, 1). Zum einen wird aber von der Wert-Abspaltungskritik der Kapitalismus keineswegs an Zwecken gemessen, die er nicht hat, sondern ein Aspekt der Argumentation besteht darin, das Scheitern der seit Adam Smith kursierenden *Ideologie* vom Charakter des Kapitalismus als „Steigerung des allgemeinen Wohlstands“ nachzuweisen, die seit mehr als zweihundert Jahren immer neu popularisiert wird und in der Sozial- und Wirtschaftswissenschaft ebenso spukt wie bei den akademischen Historikern. Es handelt sich also um eine *ideologiekritische* Intervention sowohl in Bezug auf die kapitalistische Geschichte als auch auf die neoliberale Propaganda nach dem Zusammenbruch des „Realsozialismus“.

Begründet wurde diese ideologiekritische Argumentation gerade damit, dass der Kapitalismus eben gar nicht die Wohlfahrtssteigerung als Zweck hat, sondern allein die Verwertung des Werts; also die Produktion eines bloß „abstrakten Reichtums“ (Marx) als Selbstzweck, während die Befriedigung von materiellen und sozialen Bedürfnissen bestenfalls ein Abfallprodukt der Verwertungslogik sein kann und deshalb auch immer wieder praktisch negiert wird – keineswegs erst in der Krise. Die Kritik des Arbeiterbewegungsmarxismus an diesen Erscheinungen glitt vor allem deshalb ins Moralische ab, weil sie als letzten Grund den subjektiven Bereicherungstrieb der Kapitalistenklasse nahm und den fetischistischen Selbstzweckcharakter der kapitalistischen Gesellschaftsmaschine und ihrer kategorialen Bestimmungen notorisch verkannte (vgl. Kap. 8 und 9). Im Gegensatz dazu wurde in der wert-abspaltungskritischen Theoriebildung von Anfang an der bis heute dominierende moralische „Gerechtigkeitsdiskurs“ grundsätzlich zurückgewiesen.

Nicht nur Heinrich stellt diesen wirklichen Zusammenhang der Argumentation aus durchsichtigen Gründen auf den Kopf. Auch Ingo Stützle gefällt sich in derselben kontrafaktischen Zuschreibung: „Die Quelle, aus der Kurz seine Kritik speist, ist ein normativer Maßstab, welcher an die gesellschaftliche Realität angelegt wird und die Diskrepanz zwischen >sein< und >sollen< dem Kapitalismus mahnend entgegengehalten wird. Die von Kurz angeprangerten Phänomene wie Armut, Hunger und Naturzerstörung sind aber nichts weiter als ein Ausdruck der Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise. Robert Kurz ist in einer idealistisch verfassten bürgerlichen Selbstvergewisserung befangen, die meint, gesellschaftliche Realitäten mit einem normativen Ideal verändern zu können“ (Stützle 2001). Auch in diesem Punkt einer denunziatorischen falschen Zuordnung schreiben die Gegner der radikalen Krisentheorie zwecks „Selbstvergewisserung“ voneinander ab.

Strukturelle Massenarbeitslosigkeit, globale Unterbeschäftigung, Verarmung und Verelendung müssen natürlich nicht von einem abstrakt ethischen Standpunkt als einer äußeren Messlatte kritisiert werden. Der Ethik-Diskurs läuft immer darauf hinaus, den Ursachenkomplex des kapitalistischen Form- und Funktionszusammenhangs auszublenden und das Problem auf ein subjektives und individuelles soziales Fehl- oder Wohlverhalten der Funktionsträger abzuschieben. Die Krise wird dann nicht als temporäre oder absolute innere Schranke der Verwertungslogik verstanden, sondern auf persönliche moralische Defizite oder auf „Missmanagement“ usw. zurückgeführt. Unabhängig von der Aktualisierung der immanenten Krisenpotenz gehört die soziale Repression und Ausgrenzung immer schon dem Kapital- und damit dem Konkurrenzverhältnis an. Für Marx war die Analyse der kapitalistischen Mechanismen per se bereits „Kritik durch Darstellung“. Das impliziert, dass die radikale Negation der Grundzumutung keiner äußeren „Ethik“ bedarf, sondern an sich fraglos ist, weil der negative Charakter einer gesellschaftlichen Erzeugung von Elend nicht extra begründet zu werden braucht und daher das in blinden historischen Prozessen entstandene Kapitalverhältnis keinen zu rechtfertigenden Grund hat, um den gefeilscht werden müsste.[3]

[3] Viel eher ist ein solches Verständnis bei unseren Kritikern selbst zu finden, insofern sie Restbestände des Arbeiterbewegungsmarxismus darstellen. Denn dabei steht das auch bei Marx selbst noch anzutreffende „bürgerliche Erbe“ der Aufklärungsvernunft im Hintergrund, das eine geschichtsphilosophische Fortschrittsmetaphysik enthält, wie sie von Hegel „entwicklungstheoretisch“ vollendet wurde. Danach wird dem Kapitalismus eine geschichtsmetaphysische „zivilisatorische Mission“ zugeschrieben, die in einem bestimmten Gegensatz zur radikalen „Kritik durch Darstellung“ steht und von der wert-abspaltungskritischen Theoriebildung gerade verworfen wird. Diese aufklärerische Geschichtsmetaphysik wird nicht nur von den „Antideutschen“ beschworen, sondern bildet im Marxismus überhaupt ein affirmatives Moment bis hin zum scheinbaren Gegenpol der „Antiimperialisten“, die an einem modernisierungsideologischen Paradigma für die kapitalistische Peripherie festhalten. Derselbe affirmative Gesichtspunkt findet sich auch bei Wolfgang Fritz Haug im zweiten Band seiner Vorlesungen zur Einführung ins >Kapital<: „Der Kapitalismus entfremdet die gesellschaftliche Menschheit…Aber (!) er tut dies in einer Weise, welche die Gesellschaft zur Produktion um der Produktion willen zwingt. Solange er die Gesellschaft und damit – zumindest der Möglichkeit nach – die Entfaltungsbedingungen der Menschheit entwickelt, kann von produktiver Entfremdung gesprochen werden“ (Haug 2006, 214). Es gibt aber keine eherne historische Notwendigkeit (im hegelschen Sinne), dass die Entwicklung der Produktivkräfte schlechthin allein in der kapitalistischen destruktiven Form möglich wäre und damit die absurden Anforderungen dieses Verhältnisses transitorisch rechtfertigen würde. Auf Basis der Aufklärungsvernunft teilt der gewöhnliche Marxismus diese allgemeine Rechtfertigung mit der bürgerlichen Wissenschaft; und eben deshalb wird die Kritik gern auf eine „ethische“ Messlatte verkürzt.

Zum andern besteht die spezifisch krisentheoretische Begründung auf gar keine Weise in einem allgemeinen Hinweis auf „Arbeitslosigkeit und Elend“, die der Kapitalismus schon immer und nicht nur in großen Krisen hervorgebracht hat. Es geht vielmehr darum, dass sich in der dritten industriellen Revolution über den Marxschen Begriff der zyklisch an- und abschwellenden „Reservearmee“ hinaus ein qualitativ neuer Sockel von struktureller Massenarbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung im Weltmaßstab herausgebildet hat, der zyklusübergreifend anschwillt. Das wird im Rückbezug auf den Marxschen Substanzbegriff als ein Indiz für die innere historische Schranke der Verwertungsbewegung gedeutet.[4] Mit einer moralisierenden Kritik hat das erst recht nichts zu tun; es handelt sich allein um eine akkumulations- und krisentheoretische Bestimmung. Heinrich und andere hätten auf dieser Ebene hinsichtlich des Begriffs der bloßen „Reservearmee“ eine begründete Gegenargumentation bringen müssen, statt die rhetorische Denunziation zu bemühen. Dass die globale strukturelle Massenarbeitslosigkeit mit Verarmungs- und Verelendungsprozessen einhergeht, die phänomenologisch dem Frühkapitalismus ähneln, aber auf ganz anderer Stufenleiter der kapitalistischen Entwicklung angesiedelt sind, ist ein schlichtes Faktum; allein der Verweis auf diese Faktizität macht aber nicht die krisentheoretische Begründung aus.

Wenn daher von der radikalen Krisentheorie die neue Qualität von Massenarbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung über die gewöhnliche bloße „Reservearmee“ hinaus in die Argumentation einbezogen wurde, so eben nicht aus ethisch-moralischen, sondern aus krisentheoretischen Gründen. Mangelnde globale „Beschäftigung“ aufgrund der immanent erreichten Produktivitätsstufe führt zu mangelnder „Ausbeutungsfähigkeit“ des Kapitals, also zu mangelnder realer Mehrwertproduktion und damit zu mangelnder gesamtgesellschaftlicher Kaufkraft. Für die stetig erweiterte Reproduktion des Kapitals baut sich auf diese Weise jene innere Schranke auf, die sich an der Marktoberfläche schließlich nach

[4] Während die meisten Vertreter des Restmarxismus die globale Massenarbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung bloß als „gewöhnliche“ im traditionellen Sinne verstehen und die neue Qualität nicht sehen wollen, geht der Postoperaismus genau umgekehrt vor. Für Hardt/Negri „...ist die >industrielle Armee< verschwunden“ und es „verwischt sich die gesellschaftliche Trennung zwischen Erwerbslosigkeit und Erwerbstätigkeit“ (Hardt/Negri 2004, 151). Die neue Qualität wird aber nur soziologisch und phänomenologisch verkürzt wahrgenommen. Dass der Begriff der „industriellen Reservearmee“ seinen Bezugspunkt verloren hat, erscheint nicht als neue Krisendimension. Ganz im Gegenteil soll sich die Mehrwertproduktion nun auf die gesamte „Grauzone“ von Unterbeschäftigung etc. ausgedehnt haben, sogar auf die Beschäftigungslosigkeit, ja überhaupt auf die gesamte Reproduktion selbst durch Transfereinkommen. Als „wertschöpfend“ gilt nun das negativ vergesellschaftete Dasein im Kapitalismus schlechthin. Eine wert- und akkumulationstheoretische Begründung fehlt vollständig; Wert und Mehrwert werden „biopolitisch“ einfach „umdefiniert“, aber auch das bleibt begründungslos und wird bloß behauptet (vgl. dazu genauer Kap. 17). Die einzige Referenz ist der empirische Boom der Defizitkonjunkur seit 2003/04. Ob nun am traditionellen Begriff der bloßen „Reservearmee“ festgehalten wird oder nicht; das Resultat bleibt das gleiche, nämlich die Ignoranz gegenüber der mit dem objektiven Verfall dieses Phänomens verbundenen neuen Krisendimension.





einer von den Umschlagszyklen (und finanzkapitalistischen Simulationsprozessen) bedingten Inkubationszeit als Einbruch des Absatzes manifestiert. Insofern wird die Restriktion der gesellschaftlichen Kaufkraft über ein bestimmtes Maß hinaus, die der gewöhnliche Marxismus bloß als Massenverarmung zugunsten des Kapitals wahrnimmt, zum Problem der Verwertung selbst.

Der Zweck des Kapitals ist nicht die Befriedigung von Bedürfnissen durch die Produktion „konkreten Reichtums“, sondern eben der Selbstzweck der Verwertung, die Produktion des „abstrakten Reichtums“. Dennoch bilden die physische Existenz der Menschen und die materielle Reproduktion der Gesellschaft gleichzeitig eine (wenn auch permanent restriktiv gehandhabte) Bedingung der Möglichkeit dieses Selbstzwecks; diese materielle Reproduktion ist der notwendige „Träger“ der Verwertung, die Wertabstraktion kommt nicht ohne „Inkarnierung“ in reale Warenkörper aus, und insofern sind in der „Realabstraktion“ des Kapitals die abstrakte und die konkrete, physische Seite immer schon verschränkt und bedingen sich wechselseitig.

Deshalb ist es blanker Unsinn, wenn etwa die „antideutschen“ Ideologen (die hier nur den gewöhnlichen Vulgärmarxismus repräsentieren) behaupten: „Und je tiefer, einschneidender, katastrophaler das Elend, das er (der Kapitalismus, R.K.) produziert – umso besser funktioniert das Kapital, umso besser wird es seinem Begriff gerecht“ (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 106). Das wäre so, wenn das „katastrophale Elend“ der unmittelbare und subjektive Zweck des Kapitals wäre (ein solcher Gedanke ist selber gerade jenes begriffslose, äußerlich-moralische Räsonnement, wie es der Wert-Abspaltungskritik bloß unterstellt wird). Der unmittelbare Zweck besteht jedoch im Selbstzweck der Verwertung, völlig egal, ob und wieviel Elend oder sogenannter „Wohlstand“ dabei als Abfallprodukt herauskommt. Das Kapital funktioniert umso besser, je mehr es ihm gelingt, Mehrarbeit und in der Realisierung Mehrwert gesellschaftlich abzupressen; und es funktioniert umso schlechter, je weniger ihm dies gelingt. Das Elend nützt ihm also nur, wenn es mit der erweiterten Auspressung des Menschenmaterials verbunden ist; und es nützt ihm gar nichts oder wird zu seinem eigenen Verderben, wenn es umgekehrt gerade darauf beruht, dass diese Auspressung selber nicht mehr ausreichend gelingt, weil zu viel „Überflüssige“ aus der Reproduktion herausfallen, die weder Mehrwert produzieren noch ihn durch Kauf der Waren realisieren.

Zwischen dem fetischistischen Selbstzweck und dem Elend besteht also zwar ein Zusammenhang, aber keine unmittelbare Identität nach Art einer quantitativen Reziprozität (je mehr Elend, desto mehr Wert). Als „gesellschaftliches Verhältnis“ muss das Kapital vielmehr bis zu einem gewissen Grad die Gesellschaft nach seinen Kriterien und unter dem Diktat seiner Grundzumutungen reproduzieren, um „seinem Begriff gerecht zu werden“. Wenn der systembedingte Verfall von Kaufkraft mangels ausreichender

weiterer Mehrwertproduktion eine Schmerzgrenze überschreitet, verfällt die systemnotwendige erweiterte Reproduktion des Kapitals selbst (vgl. dazu Kurz 2009). Indem die Gegner der radikalen Krisentheorie dieses Argument in ein „moralisches" umdeuten, weichen sie bloß der Begründung ihres eigenen Postulats aus, die reale Mehrwertproduktion könne auch unter den Bedingungen der dritten industriellen Revolution ungebremst weitergehen.

Heinrich selber verfällt am Ende seiner Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie peinlicherweise in genau den kurzschlüssigen und eher moralisierenden Begründungszusammenhang, den er der radikalen Krisentheorie bloß unterstellt. Für ihn sind dort die „sozialen Verheerungen, die der globale Kapitalismus durch Krisen und Arbeitslosigkeit…anrichtet" (Heinrich 2004, 221), die „Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen" (ebda) sowie die immer neuen Kriege „genug gute Gründe, den Kapitalismus abzuschaffen" (ebda). Das kann man so sagen, wenn man den Kapitalismus nicht von seinen Wirkungen trennt, seinen Funktionszusammenhang nicht von seiner Krisenpotenz. Insofern geht es natürlich auch und immer schon um den Kapitalismus als ein Unterwerfungsverhältnis unter den Selbstzweck von abstrakter Arbeit und Verwertung, wie es seitens der Wert-Abspaltungskritik von Anfang an formuliert wurde, das aber ja als solches die negativen Wirkungen und Krisen einschließt.

Man muss es irgendwie gerecht finden, dass Heinrich dieselbe rhetorische Umdeutung, die er der radikalen Krisentheorie gegenüber bemüht, prompt selber (und mit mehr Recht) seitens des „Gegenstandpunkt" erfährt. Dort heißt es in der Rezension seiner Einführungsbroschüre: „Er zählt die klassenlosen >Übel< auf, die problembewusste und gute Menschen ganz ohne Marxlektüre schlimm finden; allgemein beklagte Missstände, unter denen die Ausbeutung der arbeitenden Mehrheit gar nicht vorkommt, vielmehr lauter *Wirkungen* dieser Wirtschaftsweise, die ihren eigenen Bestand bedrohen…Kritik verdient die Produktionsweise nicht für das Funktionieren ihres Zwecks, sondern für ihre periodischen und zeitweiligen Krisen und die außergewöhnliche Not, die sie dann der Gesellschaft aufzwingt…Nicht, dass die Menschen fürs Kapital leben, spricht für seine Abschaffung…, (nicht) der normale Gang der kapitalistischen Wirtschaft, sondern kapitalistisch verursachte Groß-Katastrophen …" (Gegenstandpunkt 2008, 116 f., Hervorheb. Gegenstandpunkt). Der „Gegenstandpunkt" verweist dabei auf „Fehldeutungen…von Robert Kurz…, denen Heinrich in dieser Hinsicht näher steht, als ihm lieb sein dürfte" (a.a.O., 107).

Es ist aber eine Fehldeutung des „Gegenstandpunkt" und zuvor seitens der „antideutschen" Publizisten sowie von Heinrich, Stützle u. Co. selber, wenn sie die Kritik des basalen Unterwerfungsverhältnisses unter die abstrakte Arbeit von der Reflexion der Krisenhaftigkeit und der inneren historischen Dynamik dieses Verhältnisses abtrennen wollen. Was soll daran besonders „radikal" sein?





Real, begrifflich, analytisch und historisch gehört beides zusammen. Man kann den Kapitalismus nur als Ganzes kritisieren oder gar nicht; und es macht dieses Ganze gerade aus, dass die existentielle Grundzumutung, sein Leben von der Verwertungsmaschine und ihrem Selbstzweck verwursten zu lassen (wie es in der Wert-Abspaltungskritik oft formuliert wurde) mit einer inneren Krisenpotenz behaftet ist, die diesem Zumutungscharakter angehört und ihn verschärft.

Es ist nur eine Potenzierung dieses Verhältnisses, wenn die Anforderung, „für das Kapital zu leben", nicht mehr eingelöst werden kann, selbst wenn es gewollt wird. Das erleben wir doch gegenwärtig, wenn die Krise gemäß einem Verständnis, das die kapitalistische Reproduktion zum „Naturverhältnis" erklärt, als eine Art „Naturkatastrophe" erscheint. Dabei wird eine falsche „Solidarität" beschworen, die auf der Akzeptanz der Zumutung beruht und den Menschen an der inneren Schranke der Verwertung eine Selbstkasteiung in deren Namen abverlangt. Den Kapitalismus bloß in seinem „normalen Gang" kritisieren zu wollen, sich darin zu gefallen und den Krisencharakter hinsichtlich der Kritik auszublenden – diese Haltung ist selber eines Mangels an Radikalität verdächtig und hat den Geruch einer ebenso unbewussten wie eingebildeten Rückversicherung, dass dieser „normale Gang" von der Krise nur äußerlich tangiert wird und man darin letzten Endes weitermachen kann.

Dass es sich bei der Behauptung, die Wert-Abspaltungskritik würde wegen ihrer radikalen Krisentheorie „…nicht die kapitalistische Produktionsweise, sondern lediglich ihre Krisenhaftigkeit" (Diederichs 2004, 129) kritisieren, um eine Unterstellung handelt, ist nicht unbemerkt geblieben. Dies, so der zitierte Beobachter der Auseinandersetzung, könne man deren Vertretern kaum vorwerfen: „Sie kritisieren in ihren Werken ausdrücklich den Kapitalismus als Ganzes. Kurz beispielsweise argumentiert insbesondere im *Schwarzbuch Kapitalismus* diesbezüglich eindeutig, indem er die Schrecken der kapitalistischen Epoche ausführlich benennt…" (a.a.O., 130).

Daraus zieht der Autor allerdings die Schlussfolgerung: „Wenn man aber die Existenzberechtigung der kapitalistischen Produktionsweise in toto verwirft, so ist eine Zusammenbruchstheorie für die Motivation derartiger Kritik irrelevant" (ebda). Es geht aber nicht um die vortheoretische „Motivation", die sich unabhängig von jeder begrifflichen Analyse immer schon aus der Wut über die Verhältnisse speist, sondern eben um den Status und Inhalt dieser Analyse selbst. Wenn die Wut nicht spontan und hilflos bleiben soll, bedarf sie doch dieser Analyse, um überhaupt das Terrain des Kampfes und seines Gegenstands erfassen und überblicken zu können. Eine Kritik, von der die Krise als bloßes Epiphänomen betrachtet wird, muss blauäugig und im schlechten Sinne „existentialistisch" genannt werden, auch wenn sie mit „materialistischer" Rhetorik daherkommt.

## 7. Krise und soziale Emanzipation

Der unzutreffende Vorwurf, die wert-abspaltungskritische Position begründe ihre Gegnerschaft zum Kapitalismus allein mit dessen mangelnder Funktionsfähigkeit, reduziert den ganzen Ansatz auf die herauspräparierte radikale Krisentheorie, während man die dazugehörige fundamentale (eben *kategoriale*) Kritik am modernen Fetischverhältnis und am Zumutungscharakter der abstrakten Arbeit wegwischen möchte. Dabei macht sich allerdings auch ein merkwürdiges Quidproquo bemerkbar, indem nämlich der Begriff der Krise oder der inneren Schranke unvermittelt auf die *Intentionalität* von praktischer Kritik und Überwindung der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise projiziert wird. Darin kommt wieder die ganze Unklarheit über die moderne Subjekt-Objekt-Dialektik zum Ausdruck, wie sie schon die alten krisentheoretischen Auseinandersetzungen gekennzeichnet hatte. Diese Unklarheit stellt sich dar als falsche Identifizierung von Krise und Kritik, also von objektiver innerer Schranke einerseits und Willen zur sozialen Emanzipation andererseits. Beides soll wie schon in den früheren Debatten entweder unmittelbar in eins fallen (Krise im starken Sinne nur als Resultat der praktischen Kritik) oder eine äußerliche Alternative der Interpretation sein (Kritik im starken Sinne als Gegensatz zur Objektivität der Krise).

Hier findet sich auch der rationelle Kern jener Mythologisierung der „Zusammenbruchstheorie" im Arbeiterbewegungsmarxismus durch Michael Heinrich und andere. Rosa Luxemburg und Henryk Grossmann hatten sich, wenn auch mit verkürzten Begründungen, an den Begriff einer objektiven inneren Schranke der Kapitalverwertung herangetastet. Der allgemeine Aufschrei gegen diese objektive Begründung aus dem Akkumulationsprozess des Kapitals selbst führte aber nicht nur dazu, dass die beiden isolierten Protagonisten wie gezeigt diese objektive Bestimmung als bloße „theoretische Fiktion" wieder zurücknahmen. Vielmehr fand auch eine subjektive Umdeutung des „Zusammenbruchs"-Begriffs im Sinne des handelnden „Klassensubjekts" statt: Während der sozialdemokratische Strang diesen Begriff zugunsten einer bruchlosen Reformpolitik überhaupt verpönte, erschien in den leninistischen und ultralinken Interpretationen der „Zusammenbruch" plötzlich als Resultat der revolutionären Aktion des Proletariats; also nicht mehr als objektive Bestimmung und völlig getrennt von den inneren Selbstwidersprüchen der Verwertung. Die theoretische Unklarheit wurde dabei metaphorisch verschwiemelt, denn ein „Zusammenbruch" kann der Wortbedeutung nach nur ein bewusstloses Geschehen sein, während die bewusste Überwindung des Kapitalverhältnisses auf einem ganz anderen Blatt steht. Die Umdeutung, dass der Kapitalismus einzig durch den Willensakt des Proletariats „zusammenbricht", löst die akkumulationstheoretische Begründung in Revolutionsrhetorik auf





und verfehlt das Problem grundsätzlich. Allein davon lebt die Heinrichsche historische Mythologisierung, indem diese „revolutionstheoretische" Umdefinierung fälschlich als Beweis für das Vorherrschen einer *objektiven* „Zusammenbruchstheorie" im Arbeiterbewegungsmarxismus genommen wird, die längst erledigt sei. In Wirklichkeit werden damit eben gerade die arbeiterbewegungsmarxistischen Affekte gegen jede objektive Begründung einer inneren Schranke der Verwertung wiederholt.

Aus dieser Sicht wird der radikalen Krisentheorie genau wie bei jener klassischen Auseinandersetzung immer wieder eine bestimmte Vorstellung untergeschoben, nämlich das Erreichen einer objektiven inneren Schranke solle die Kritik ersetzen oder schlicht überflüssig machen. „Ende" oder objektive „Schranke" wird unmittelbar gleichgesetzt mit „emanzipatorischer Überwindung". Da letztere selbstverständlich nicht ohne bewusstes emanzipatorisches Handeln der Menschen zu haben ist, „darf" die Verwertung des Werts nur an eine Schranke des Gegenwillens stoßen, nicht aber an ihre eigene innere Schranke: „Der Kapitalismus am Ende? Eine Gesellschaft nach dem Kapitalismus setzt vor allem ein sie anstrebendes und erkämpfendes Bewusstsein voraus... Wenn das Massenbewusstsein keine befreiende Gesellschaft für sich will – und im Augenblick sieht nichts danach aus –, kann es selbst nach einem Zusammenbruch des kapitalistischen Wertsystems nur eines geben: Kapitalismus, und zwar auferstanden aus Ruinen..." (Ebermann/Trampert 1995, 64).

Paradoxer geht es nicht mehr: Weil der Kapitalismus an keine innere Schranke seines Selbstwiderspruchs stoßen „darf", sondern nur an eine äußere Willensschranke des Massenbewusstseins, soll er noch seinen eigenen Zusammenbruch (der damit unfreiwillig als implizite Möglichkeit zugegeben wird) überleben, ohne dass dafür eine andere Bedingung angegeben werden kann, als dass er weiterhin „gewollt" wird. Es scheint sich also bei der Existenzfähigkeit des Kapitalismus um ein reines Bewusstseins- und Willensproblem zu handeln.

Lob ernten die Gläubigen der Reduktion von Krise auf Kritik, indem sie der wert-abspaltungskritischen Theorie das Umgekehrte andichten, seitens des „Gegenstandpunkt": „Ihre Absage an Zusammenbruchshoffnungen und ihr Beharren darauf, dass entweder seine Opfer den Kapitalismus abschaffen, wenn sie ihn nicht mehr für nötig halten, oder keiner, ist sympathisch..." (Gegenstandpunkt 1996, 90). Voraussetzung dieser „Sympathie" ist natürlich die eingefleischte Unterstellung, die Herleitung einer objektiven inneren Schranke sei identisch mit der „Hoffnung" auf eine Art automatische Emanzipation. In dieser völlig unbegründeten Zuschreibung „...verspricht sich Kurz die Befreiung der Menschen...von der Selbstzerstörung des Selbstzweck-Systems, an das sie so unbedingt angepasst sind...Der finalen Krise des Kapitalismus ist die Rolle des Aufklärers – richtiger: des Zerstörers der Angepasstheit zugewiesen...; das

ist verkehrt, nicht weil die Krise eine längst überwundene Kleinigkeit wäre, sondern weil sich da nichts von selbst aufhebt" (Gegenstandpunkt 1996, 89, 91).

Weil die „Sympathie" unter den Rest- und Postmarxisten trotz aller sonstigen Differenzen in der gemeinsamen Abwehr der radikalen Krisentheorie so groß ist, wiederholen die „antideutschen" Ideologen einige Jahre später denselben Vorwurf, indem sie hinsichtlich dieser Theorie behaupten: „Ganz im Stile der sozialdemokratischen und stalinistischen Tradition…geht man davon aus, dass dieser Kapitalismus sich eigentlich von selbst erledigen wird" (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 103); die Wert-Abspaltungstheorie würde „…einen Automatismus von Krise und Befreiung…postulieren" (Grigat 2007, 214). Wie gehabt bedeutet das für sie als Gegenposition in Anlehnung an eine Formulierung Rosa Luxemburgs, die Verwertung könne „…tatsächlich bis zum Verlöschen der Sonne weitergehen, ohne dass der Kapitalismus je auf eine andere historische Schranke stoßen würde als die, dass die Menschen ihn einfach nicht mehr haben wollen" (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 71). Dass die „sozialdemokratische und stalinistische Tradition" gerade von einer objektiven inneren Schranke nichts wissen wollte, ist bereits deutlich geworden; diese Argumentation reproduziert bloß die falsche Zuordnung von Heinrich. Davon abgesehen negiert sie die objektivierte Dynamik und subsumiert die „Schranke" unter die Unmittelbarkeit von Willensverhältnissen. Worin besteht nun eigentlich das Problem?

Hier sind wir wieder bei der handlungstheoretischen oder „praxeologischen" Reduktion angelangt, die von einem zweifellosen Sachverhalt ausgeht: Gesellschaftlichkeit besteht in nichts anderem als einem willentlichen Handeln der Menschen; es gibt keine außermenschliche Instanz jenseits der Wolken, die dieses Handeln dirigieren würde. Was in den vormodernen religiösen Konstitutionen (und auch noch in der irrationalistischen Kehrseite der kapitalistischen Aufklärungsvernunft) als transzendente Bestimmung des Handelns verstanden wurde, wie Gott, Vorsehung, Schicksal etc., löst sich auf in das zeitliche und irdische Handeln der Menschen selber. So gesehen scheint es keinerlei determinierendes Moment in der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung zu geben. Was diese praxeologische Säkularisierung jedoch notorisch verfehlt, ist die irdische „immanente Transzendenz" des Kapitalverhältnisses selber. Das willentliche Handeln ist keineswegs schlechthin kontingent, sondern der das Handeln bedingende Wille ist selber transzendental konstituiert und präformiert, sodass er und damit das Handeln selbst einen blinden Fleck aufweisen, der in den Resultaten eine ebenso blinde Objektivierung und Determination erzeugt.

Natürlich ist diese Objektivierung selber wieder ein Ergebnis von Handlungen. Um diesen Zusammenhang verstehen zu können, ist es allerdings erforderlich, zwei verschiedene Handlungsweisen zu unterscheiden; nämlich zum einen jenes historische Handeln, das den Kapitalismus konstituiert hat, und zum andern das Handeln „in" dieser bereits konstituierten gesellschaftlichen Formation.





Das ursprüngliche konstituierende Handeln darf selbstverständlich nicht als bewusster „Wille zum Kapitalismus" missverstanden werden, auch wenn es durchaus von Willensprozessen unter den damaligen Bedingungen getragen war. Der transitorische Prozess „zum" Kapitalismus hatte bestimmte (als solche zu untersuchende) Voraussetzungen in der materiellen und ideologischen Auflösung der alten agrarischen Formationen.

Dazu gehört etwa die protestantische Umwälzung in der religiösen Konstitution selbst, die aus deren herangereiften inneren Widersprüchen hervorging und den bis dahin negativ bestimmten Begriff der „Arbeit" (als Verhältnis persönlicher Abhängigkeit) zur positiven Allgemeinheit erhob, wie es etwa Max Weber in seiner Studie über die „protestantische Ethik" beschrieben hat. In materieller Hinsicht war es die frühmoderne militärische Revolution der Feuerwaffen, die einen neuartigen „Rüstungswettlauf" in Gang brachte, der sich nicht mehr in agrarischen „Naturalformen" darstellen ließ, sondern nur noch durch die abstrakte Macht des bis dahin randständigen Geldes. Es entstand so jener von den Historikern ausführlich dokumentierte maßlose „Geldhunger" der Fürsten. Die feudalen Naturalsteuern wurden in Geldabgaben umgeformt („monetarisiert") und auf diese Weise allmählich alle sozialen Beziehungen in Geldbeziehungen verwandelt. Damit waren aber ungeahnte und weitreichende „Nebenwirkungen" verbunden, die unabhängig vom Willen und ursprünglichen Zweck der mächtigen Akteure „hinter ihrem Rücken" in blinden Verlaufsformen jene selbstzweckhafte negative Vergesellschaftungs-Maschine von abstrakter Arbeit und Verwertung hervorbrachten, die schließlich in den „bürgerlichen Revolutionen" auch ihre unfreiwilligen Väter verschlang und den modernen Kapitalismus zur eigenständigen Formation fortentwickelte (der Begriff „Kapitalismus" tauchte erst im frühen 19. Jahrhundert auf).

Schon im ursprünglichen Konstitutionsprozess lässt sich also das Resultat nicht „praxeologisch" verkürzt erklären, sondern die (willentliche) Praxis enthielt ein transzendentales Moment im Übergang von vormodernen (religiös-agrarisch konstituierten) zu modernen, kapitalistischen Fetischverhältnissen. Weder vorher noch nachher ging das Handeln in von den Akteuren bewusst-willentlich gesetzten Zwecken auf und lässt sich daher nicht bloß handlungstheoretisch bestimmen. Daraus kann keine Ontologie einer von den Menschen selbst erzeugten und immer neu zu erzeugenden negativen Transzendenz ihres sozialen Zusammenhangs abgeleitet werden, sondern nur der historisch bedingte Sachverhalt, dass in diesen bestimmten, uns bekannten Verhältnissen und Transformationsprozessen die Menschen, wie Marx es ausdrückte, ihre eigene materielle und soziale Reproduktion nicht bewusst „bemeistern", sondern diese ihnen in bewusstlos durch unberücksichtigte Folgen ihres Handelns entstandenen Formen als fremde und scheinbar äußere Macht entgegentritt.[5]

[5] Die Spuren der kapitalistischen Konstitution finden sich auf Schritt und Tritt in der „Begleitmusik"

Einmal entstanden und zunehmend „auf ihren eigenen Grundlagen prozessierend“ (Marx), setzte die Selbstzweck-Maschine der Verwertung jedoch aus sich heraus gerade durch das Handeln aller Beteiligten „in“ diesem neuen und verselbständigten Gesellschaftsverhältnis jene von Marx benannten objektivierten „Daseinsbedingungen“ und „Gedankenformen“. Durch das so bedingte Handeln hindurch bildeten sich scheinbar „naturhafte Gesetzmäßigkeiten“ des kapitalistischen Form- und Funktionszusammenhangs heraus, die nun ihrerseits das Handeln bestimmen und zu objektiven Resultaten führen, solange diese Art der negativen, blinden Vergesellschaftung herrscht. Genau in diesem Sinne hat Marx das Kapital (nicht zu verwechseln mit den Kapitalisten) und dessen Verwertungslogik als „automatisches Subjekt“ bezeichnet. Neu an dieser Art der Objektivierung im Vergleich zu allen früheren Formationen ist, dass der Funktionszusammenhang sich in nicht mehr statischen, sondern „prozessierenden“ inneren Widersprüchen darstellt und durch ein bis dahin nie da gewesenes System universeller Konkurrenz exekutiert wird, dessen „stummer Zwang“ (Marx) eine die immanenten (willentlichen) Zwecke der Akteure übersteigende blinde Dynamik und unkontrollierte Produktivkraft- bzw. Destruktivkraftentwicklung dieser Produktions- und Lebensweise hervortreibt.

Wichtig dabei ist, dass die objektivierte Resultante dieser Dynamik nicht aus der bloßen äußeren Summe der empirisch immanenten und unkoordinierten Zweckhandlungen (die unmittelbar auch immanent andere sein könnten, also kontingent sind) von verschiedenen sozialen Akteuren hervorgeht; das wäre immer noch ein verkürztes Verständnis dieses Prozesses. Vielmehr ist bereits der Wille der Handlungsträger selber grundsätzlich, unabhängig von seinen empirisch kontingenten Verlaufsformen, in dem vorausgesetzten Funktionszusammenhang gefangen; d.h. er ist apriori formbestimmt, und diese fetischistisch konstituierte

der klassischen Philosophie des deutschen Idealismus, in der das Problem als Dialektik von „Freiheit“ und „Notwendigkeit“ erscheint und von Grund auf ebenso affirmativ wie ontologisch oder geschichtsphilosophisch reflektiert wird. So heißt es bei Schelling: „Freiheit soll Nothwendigkeit, Nothwendigkeit Freiheit seyn. Nun ist aber Nothwendigkeit im Gegensatz gegen Freiheit nichts anderes als das Bewusstlose. Was bewusstlos in mir ist, ist unwillkürlich; was mit Bewußtseyn, ist durch mein Wollen in mir. In der Freiheit soll wieder Nothwendigkeit seyn, heißt also ebenso viel als: durch die Freiheit selbst, und indem ich frei zu handeln glaube, soll bewußtlos (!), d.h. ohne mein Zuthun, entstehen, was ich nicht beabsichtige (!); oder anders ausgedrückt: der bewußten, als jener freibestimmenden Thätigkeit, die wir früher abgeleitet haben, soll eine bewußtlose entgegenstehen (!), durch welche der uneingeschränktesten Aeußerung der Freiheit unerachtet etwas ganz unwillkürlich, und vielleicht selbst wider den Willen des Handelnden, entsteht, was er selbst durch sein Wollen nie hätte realisiren können. Dieser Satz, so paradox er auch scheinen möchte, ist doch nichts anderes als nur der transscendentale Ausdruck des allgemein angenommenen und vorausgesetzten Verhältnisses der Freiheit zu einer verborgenen Nothwendigkeit...“ (Schelling 1985/1800, 662). Ist die „bewusstlose Notwendigkeit“ bei Schelling noch naturphilosophisch grundiert und ahistorisch, so wird sie bei Hegel als „notwendiger“ Geschichtsprozess und die Konstitution der negativen Objektivierung als historische „List der Vernunft“ dargestellt. Über diesen fetischistisch bedingten Widerspruch ist der Marxismus als positiver „Erbe“ der klassischen bürgerlichen Philosophie nie hinausgekommen.





Form des Willens (nämlich sein Leben unter dem Verwertungsdiktat zu fristen und darin die einzig mögliche Weise der persönlichen Reproduktion zu sehen) selbst ist es schon, die jene objektiven „Gesetzmäßigkeiten“ hervorbringt, wie sie dann zu entsprechend objektiven Resultaten und damit zu einer bestimmten Determination der blinden Entwicklung auf dieser Grundlage führen.[6]

Vor diesem Hintergrund ist zwischen Krise und Kritik genau zu unterscheiden. Die Krise ist ihrem Begriff nach ganz von der objektivierten und determinierten Seite des gesellschaftlichen Verhältnisses bestimmt, wie sie ein Handeln der Menschen hervorbringt, das von einer blinden, apriorischen Form ihres Willens gesteuert wird, dessen bewusstloser Gesamtzusammenhang sich oberflächlich darstellt wie der Ablauf eines Naturprozesses oder eben einer Maschine. Das gilt sowohl für die historischen Durchsetzungskrisen des Kapitals und die temporären zyklischen oder strukturellen Krisen als auch für die historisch in Erscheinung tretende absolute innere Schranke. Dabei muss beachtet werden, dass nur die Krisenschranke als solche durch die Dynamik der formbestimmten immanenten Handlungen determiniert ist, während die konkreten Bedingungen (etwa die spezifische Art der Produktivkraftentwicklung), die jeweiligen Verlaufsformen und die ideologischen Reaktionsweisen einschließlich ihrer Resultate relativ kontingent bleiben. Determiniert ist die innere Dynamik als solche, das allgemeine Verhältnis von Produktivkraftentwicklung und veränderten Verwertungsbedingungen, während die jeweiligen Technologien, die Maßnahmen der Akteure und das Verhalten der Menschen in der Krise keineswegs „automatisch“ entstehen. Das ändert aber nichts am strikt objektiven Charakter der Krise als solcher.

Grundsätzlich anders verhält es sich mit der Kritik. Wenn schon die destruktiven und sogar mörderischen Reaktionen des ideologischen Bewusstseins auf die wie ein Naturverhängnis hereinbrechende Krise nicht determiniert sind, dann ist es natürlich die emanzipatorische radikale Kritik

[6] Dies macht den Charakter des Kapitalverhältnisses als sozial übergreifendes Fetischverhältnis aus. Von den handlungstheoretisch verkürzten Auffassungen wurde dieser Charakter auf verschiedene Weise eskamotiert. Bei Althusser geht die Ablehnung des Fetischbegriffs mit einer „strukturalen“ Reduktion einher, die das Problem auf bloß institutionelle Resultate der klassensoziologischen „Kräfteverhältnisse“ verkürzt, wie sie dann ihrerseits mit einem positivistischen Wissenschaftsverständnis in ihrer jeweiligen Gegebenheit analysiert werden sollen. Einen Schritt weiter in der Preisgabe des Fetischbegriffs geht der Operaismus/Postoperaismus, der jede Objektivierung und Determination überhaupt negiert, auch die „struktural“ verkürzte, und das Problem vollends auf die Unmittelbarkeit von einfachen Willensverhältnissen reduziert. In einer Variante dieses Denkens hat John Holloway den Fetischbegriff zwar wieder hereingenommen, aber eingemeindet in diese falsche Unmittelbarkeit der bloß kontingenten Willensverhältnisse (Holloway 2004), sodass das Fetischverhältnis nicht als verfestigte und verinnerlichte historische Konstitution erscheint, sondern als selber kontingente, flüchtige, stets „umkämpfte“ und jederzeit unmittelbar in Frage stehende Erscheinung. Die Marxsche Bestimmung als „objektive Daseinsform“ und „objektive Gedankenform“ ist schlicht durchgestrichen. Die vermeintliche Überwindung des Verhältnisses wird so als leichte Übung missverstanden, die schon im bloßen Dasein der darunter subsumierten Menschen angelegt sein soll (zur Kritik vgl. Kurz 2007).

an dem zugrunde liegenden Fetischverhältnis erst recht nicht. Daraus kann zunächst die allgemeine Schlussfolgerung gezogen werden, dass es *keinen unmittelbaren Kausalzusammenhang* zwischen Krise oder absoluter Schranke einerseits und emanzipatorischer Kritik andererseits gibt. Die Krise ist objektiv determiniert, die Emanzipation ist es eben nicht. Grundsätzlich kann das Fetischverhältnis mit seinem absurden Zumutungscharakter auch ohne Krise oder gar Zusammenbruch kritisiert werden. Umgekehrt kann aber auch die Krise eintreten oder die historische innere Schranke erreicht werden, ohne dass sich die emanzipatorische Kritik formiert und das Ziel der praktischen Überwindung von fetischistisch determinierten Verhältnissen anstrebt; also auch dann, wenn die Menschen sich gerade unter dem Eindruck des Kriseneinbruchs an den kapitalistischen Daseinsbedingungen festkrallen und gar nichts anderes wollen.

Heute haben wir es in dieser Hinsicht mit der lebensgefährlichen Dialektik zu tun, dass gerade in dem Maße, wie einerseits die vom logischen Selbstwiderspruch des Verwertungsprozesses rein objektiv aufgerichtete innere Schranke tatsächlich absolut und historisch wird, andererseits die Menschen umgekehrt jene herrschenden „Daseinsbedingungen" und „Gedankenformen" so tief wie nie zuvor verinnerlicht haben, also sich auf Biegen und Brechen trotz haarsträubender sozialer Verwerfungen im kapitalistischen Form- und Funktionszusammenhang reproduzieren wollen, der als „alternativlos" erlebt wird. Daraus resultiert eine ungeheure Spannung, zu deren Auflösung aber das gemeinlinke Verständnis von Krise und Kritik überhaupt nichts mehr beiträgt.

Das „Funktionieren" des Kapitalismus ist selbst bei den linken Theoretikern derart verinnerlicht, dass die innere Selbstzerstörung des blinden Verwertungsprozesses gerade durch seinen eigenen Funktionszusammenhang als schlechthin unvorstellbar erscheint. So fragt Michael Heinrich rhetorisch: „Problematisch sowohl bei den alten Zusammenbruchstheorien als auch bei ihrem neuerlichen Revival ist bereits der >Zusammenbruch< selbst: was für einen gesellschaftlichen Zustand soll man sich darunter vorstellen? Elend und Massenarbeitslosigkeit überall? Aber was ist dann der Unterschied zu einer >normalen< Krise? Oder wirklich das Ende der Warenproduktion?" (Heinrich 1999). Er könnte sich als Konsequenz der (von ihm nicht geteilten) Prognose höchstens einen „Zustand" als „Fall" vorstellen, bei dem es „weiterhin Warenproduktion und Kapitalismus (gäbe), aber stagnierend und mit fürchterlichen sozialen Auswirkungen" (ebd.).

Dieses wiederholt vorgebrachte Räsonnement will die negativen sozialen Wirkungen nur in ihrem quantitativen Ausmaß bestimmen, während ein von der inneren Dynamik hervorgebrachter qualitativer Bruch außerhalb des Vorstellungsvermögens bleibt. Der Umschlag von Quantität in Qualität kann in dieser Hinsicht nicht mehr formuliert werden. So macht etwa der Begriff „Massenarbeitslosigkeit" nur Sinn, wenn es auf der anderen Seite weiterhin





„Beschäftigung" in einem reproduktionsfähigen Ausmaß gibt. Fällt die von den Verwertungsbedingungen gesetzte Möglichkeit zur Vernutzung lebendiger Arbeitskraft unter eine gesellschaftlich reproduktionsfähige Größenordnung, tritt ein Umschlag von Quantität in Qualität ein: Der gesamte von der Verwertungslogik bestimmte Reproduktionszusammenhang kommt zum Stehen.

Was in „normalen" Krisen (der Normalitätsbegriff ist hier allerdings in Frage zu stellen) nur partiell erscheint, erfasst den systemischen Kern selbst und führt zur vollständigen Auflösung der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise in einen „Zustand", der den zivilisatorischen Firnis abschmilzt[7] und die Menschheit in ein „dunkles Zeitalter" zurückwirft. Wenn Marx immerhin den gemeinsamen Fall der kapitalistisch sozialisierten Menschen in die „Barbarei" für möglich hält, sollte die emanzipatorische Überwindung des Fetischverhältnisses nicht zustande kommen, so greift er zwar einen schillernden herrschaftslogischen Abgrenzungsbegriff auf; aber indem dieser (ähnlich übrigens wie der Fetischbegriff) auf die „eigenen" Verhältnisse und deren Krisenpotenz bezogen wird, kann er als Bezeichnung eines destruktiven und gewaltförmigen Zersetzungsprozesses der kapitalistischen Formation dienen.[8]

Der Fall in die Barbarei bildet eine Metapher für theoretisch-analytisch nicht mehr fassbare Prozesse (auch die Theorie selber muss unter solchen Bedingungen verfallen), die weit über einen „weiterhin" existenten, lediglich „stagnierenden" Kapitalismus mit „fürchterlichen sozialen Auswirkungen" hinausgehen. Um sich

[7] Von einer Zivilisation im positiven und emphatischen Verständnis des Begriffs kann man in der bisherigen Geschichte nicht sprechen. Auch der Kapitalismus wurde nicht als „zivilisatorischer Fortschritt" konstituiert, wie es bei Marx gelegentlich noch in der Diktion der Hegelschen Geschichtsmetaphysik erscheint, sondern aus dem Ausnahmezustand heraus und, auch das sagt Marx dann im Widerspruch zu seiner Fortschrittslegende, „aus allen Poren blut- und schmutztriefend" (Marx 1979/1890, MEW 23, 788). Was als kapitalistische Zivilisation und Errungenschaft gilt (Rechts- und Sozialstaat, Produktivkraftentwicklung etc.), stand von vornherein unter dem Vorbehalt des gelingenden Verwertungszwecks. Wenn in der Krise dieser fetischistische Selbstzweck temporär oder eben absolut zum Stehen kommt, enthüllt sich die strukturelle Gewaltsamkeit dieses Verhältnisses, alle vermeintlichen Errungenschaften zeigen ihren Charakter als bloßes Abfallprodukt, werden über Bord geworfen und der diktatorische Kern der Demokratie kommt zum Vorschein (vgl. Kurz 2003 a).

[8] Schon in den antiken westlichen „Kulturen" und Imperien, aber auch im chinesischen Reich, galten als „Barbaren" immer die „anderen"; in der Moderne wurde dieser Begriff im kolonialen Kontext eurozentrisch reformuliert. Im Gegensatz zu Marx, der die „Barbarei" als Ausgangs- wie als möglichen Endpunkt des Kapitals selbst bestimmt, haben sowohl die bürgerlichen Ideologen als auch der traditionelle Marxismus durch die Fortsetzung der Aufklärungsvernunft diesen Begriff in der alten affirmativen Weise benutzt; bis hin zu den heutigen Vertretern der „antideutschen" Ideologie, von denen in der neuen Weltkrise die „Barbarei" wiederum veräußerlicht wird als ein angeblich von der Peripherie ausgehendes Phänomen, gegen das die „Zivilisation" des kapitalistischen Zentrums verteidigt werden soll als vermeintliche „Vorbedingung" der Emanzipation „von" dieser negativen „Zivilisation". Das emanzipatorische Denken wird damit in einer paradoxen Schleife gefangen, denn die „Barbarei" ist der Kern dieser „Zivilisation" selbst, der an deren historischer Schranke nur durch ihre Abschaffung konterkariert werden kann. Den Kapitalismus erst „retten" zu wollen, damit man ihn dann unter vermeintlich gemütlichen Bedingungen überwinden kann, ist nicht einmal naiv, sondern diese Option wird selber zum Moment der Barbarisierung (vgl. Kurz 2003 b).

eine Vorstellung davon zu machen, muss man nur die bereits beobachtbaren Konsequenzen des Kriseneinbruchs verlängern und in ihrer Logik bestimmen. Diese Logik besteht allgemein darin, dass mangels Rentabilität bzw. „Finanzierungsfähigkeit" fortschreitend die gesellschaftliche Reproduktion stillgelegt wird. Das geht vom Stillstand des industriellen und des Agro-Kapitals bzw. der hybriden kontinentalen und transkontinentalen Distributionsketten in der Versorgung mit Nahrungsmitteln und alltäglichen Bedarfsgütern über das Abdrehen der Wasser- und Energieversorgung sowie den Zerfall der medizinischen Apparate bis zur Auflösung der Staatsfunktionen. Es gehört zur Ignoranz des metropolitanen Blicks auf die Weltverhältnisse, nicht sehen zu wollen, dass dieser „Zustand" in großen Weltregionen bereits erreicht ist; nur partiell für Minderheiten aufgefangen durch die bislang noch vorhandene Anbindung an den Weltmarkt und seine Defizitkonjunkturen. Fällt dieser letzte Puffer, und zwar auch für die Zentren selbst, dann schlägt auch in diesem Sinne die Quantität von Massenverarmung in die Qualität eines globalen Massensterbens um, da für fast sieben Milliarden Menschen eine Rückkehr zur Subsistenzwirtschaft nicht möglich ist; ganz abgesehen von den damit verbundenen Gewaltexzessen, die ebenfalls bereits in Ansätzen zu beobachten sind und nicht zuletzt aus der Verwandlung der selber nicht mehr „finanzierungsfähigen" Sicherheits- und Gewaltapparate in marodierende Banden hervorgehen.

„Absolute innere Schranke" heißt also, dass die Warenproduktion mangels Kaufkraft und Finanzierungsfähigkeit umfassend stillgelegt, aber damit eben nicht als Reproduktionsform bewusst überwunden wird; stattdessen kommt dann die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens zusammen mit ihrer negativen Form selber zum Erliegen. Das Elend des Stillstands ist kein Moment eines Funktionierens des Kapitals mehr, sondern dessen eigenes Elend, weil es eben seinem Wesen nach niemals still stehen darf und die Gesellschaft gerade durch die Unterwerfung unter sein rastloses Juggernaut-Rad reproduzieren muss. Eben deshalb ist die Selbstzerstörung des Kapitals nicht identisch mit der Emanzipation.

Heinrich u.Co. gehen im Grunde auch für den „äußersten Fall" davon aus, dass sich die Verelendung quantitativ eingrenzen lässt und die kapitalistischen Funktionen wenn auch gebremst weiterlaufen würden. Selbst die repressive Krisenverwaltung kann aber den manifesten Ausnahmezustand nicht beliebig lange aussitzen. Wenn keine neuen Verwertungspotentiale mehr entstehen (und was in diesem „Fall" geschieht, wollte Heinrich ja fragen, obwohl er das für ausgeschlossen hält), dann sind die institutionellen Leistungen des „abstrakten Reichtums" auch für die letzten Nutznießer nicht dauerhaft zu erhalten. Die Konsequenz wäre nicht nur ein unmittelbares Massensterben, sondern auch innerhalb weniger Generationen von Überlebenden ein Verfall der Kenntnisse, Fähigkeiten, Kulturtechniken usw., übrigens einschließlich





der Informationsnetze und Kommunikationsstrukturen, die unter dem Diktat der Verwertung hervorgebracht wurden. Das alles mag für die kapitalistisch sozialisierte Menschheit schwer vorstellbar sein, aber genau darauf treibt eine Notstandsverwaltung zu, die sich das selber nicht vorstellen und um jeden Preis die herrschende gesellschaftliche Formation exekutieren will „bis alles in Scherben fällt".

Ein Durchdenken dieser Konsequenzen macht erst deutlich, in welchem Ausmaß sich die Spannung von Krise und Kritik zuzuspitzen beginnt. Das krampfhafte ideologische Festhalten an einer ewigen inneren Funktionsfähigkeit des Kapitalismus ist nicht einer Radikalität der Kritik geschuldet, sondern (wie sich im weiteren noch genauer zeigen wird) im Gegenteil einem Mangel an Kritik. Der Verdacht drängt sich auf, dass die Objektivität der inneren Schranke abgeschwächt oder geleugnet wird, weil die verkürzte Kritik gerade die kapitalistisch konstituierte Subjektform nicht mit einschließt, sondern in dieser Form selber denkt und insofern auch weiterhin darin handeln möchte. Nur deshalb jene falsche Identität von Krise und Kritik, indem postuliert wird, der Kapitalismus könne allein durch einen immanenten Gegenwillen an seine Grenzen stoßen, dessen eigene kapitalistische Verfasstheit ausgeblendet bleibt. Um mit den Zumutungen von abstrakter Arbeit und abstrakter Reichtumsproduktion Schluss zu machen, muss die Kritik weiter gehen und sich gegen die herrschenden „Gedankenformen" selbst wenden. Damit erst steht der fetischistische Selbstzweckcharakter des Kapitalverhältnisses zur Disposition. Die objektive innere Schranke setzt dafür eine Bedingung, die nicht ungestraft ignoriert werden kann.

Eine stereotype Frage, die dabei (wiederum denunziatorisch) an die Wert-Abspaltungskritik gerade von denjenigen herangetragen wird, die jene weitergehende Kritik grundsätzlich nicht wollen oder an irgendeinem Punkt (z.B. hinsichtlich der kapitalistischen Aufklärungsvernunft oder des in die herrschende Form eingebundenen „Klassenstandpunkts" usw.) davor zurückschrecken, lautet nun: Ist diese von euch postulierte Kritik überhaupt logisch möglich, wenn wir doch alle Geschöpfe des Fetischs sein sollen?

## 8. Exkurs: Macht die Wert-Abspaltungskritik den Fetisch zum Schöpfer einer Welt von Marionetten?

Es ist wenig ermutigend, wenn die linke Theorie mehrheitlich die radikale Perspektive von Krise und Kritik nicht wahrhaben will und ausgerechnet an den historischen Grenzen der kapitalistischen Weltgesellschaft bemüht ist, deren Fetischcharakter kleinzureden und dem damit gestellten Problem auszuweichen. Für den Arbeiterbewegungsmarxismus hatte sich das Kapitalverhältnis gemäß

seinem Kampf um bürgerliche Anerkennung in der Aufstiegsgeschichte dieser Produktionsweise auf das immanente Klassenverhältnis reduziert, während der sozial übergreifende Form- und Funktionszusammenhang und die darauf bezogene Marxsche Begrifflichkeit ein Buch mit sieben Siegeln blieben. Wenn es jetzt in der neuen historischen Situation genau in dieser Hinsicht zum Treffen kommt, erweist sich der Rest- und Postmarxismus als Erbe dieser Reduktion, indem er vor der Aufgabe der Kritik in diesem weitergehenden Sinne zurückschreckt und die einschlägigen Marxschen Begriffe erst recht mit spitzen Fingern anfasst, ihre Bedeutung als eher unwesentlich sieht und den Bezug darauf selber als „Reduktion" denunzieren will.

So tönt es verräterisch aus der postoperaistischen Ecke: „Die Reduktion auf den Fetischbegriff stützt sich auf die wenigen Passagen aus dem so genannten Fetisch-Abschnitt des ersten Kapitels des *Kapital*" (Hanloser/Reitter 2008, 29). Abgesehen davon, dass Marx den Fetischbegriff auch in den beiden folgenden Bänden des „Kapital" und das Problem der blinden Dynamik auch in anderen Formulierungen thematisiert, macht sich hier eine grundsätzliche Abwehrhaltung gegen diesen ganzen Strang der Marxschen Kapitalanalyse geltend. Ebenso sträubt sich der „Gegenstandpunkt" mit Händen und Füßen gegen das Aufgreifen dieser Marxschen Bestimmungen als zentral für den Begriff des Kapitalverhältnisses. Gegen die Vertreter dieser Auffassung wird geltend gemacht, es handle sich „lediglich" um „fünf Metaphern, die sich bei Marx finden. Dass sich der >*Selbstzweck*< des >*automatischen Subjekts*< >*hinter dem Rücken der Beteiligten abspielt*<, die deshalb >*Charaktermasken*< sind, ist ihre ganze Mitteilung. Der >*Fetisch*< oder noch schöner: die >*Fetisch-Konstitution der Gesellschaft*< ist ihr Gegenstand" (Gegenstandpunkt 1996, 84, Hervorheb. Gegenstandpunkt). Gerade dieser Zusammenhang ist offenbar *nicht* der Gegenstand dieser Kritiker und soll es auch nicht sein. Sie wenden sich deshalb wiederholt gegen die „…Aufwertung (!), die Marx' Stichworte >Fetisch<, >notwendig falsches Bewusstsein< und >Charaktermaske< heute erfahren…" (Gegenstandpunkt 2008, 107) und erklären diese als „Fehldeutungen" (ebda).

Der Arbeiterbewegungsmarxismus hatte diese Marxschen Begriffe zur Erklärung des Kapitalverhältnisses, die eben keineswegs bloß unwesentliche „Metaphern" oder „Stichworte" sind, in seiner verkürzten, auf seine immanenten Anerkennungsbedürfnisse zugeschnittenen Rezeption systematisch „abgewertet" und verdrängt; und es ist fast belustigend zu sehen, wie sich der „Gegenstandpunkt" nun gegen ihre „Aufwertung" wehrt. Erhellend ist die Begründung, die für diesen Affekt gegen die Fetischkritiker angeführt wird: „Sie nehmen die kritischen Attribute, die Marx Wert, Geld und Kapital gibt, für die Sache selber, vergessen die Ökonomie (!) und machen *den* Fetisch, *das* automatische Subjekt, zum Schöpfer einer ganzen Welt von Marionetten" (Gegenstandpunkt 1996, 84, Hervorheb. Gegenstandpunkt). Hier tritt der elementare Gegensatz offen zu Tage. Für Marx





sind die genannten Begriffe tatsächlich keine „der Sache" angehängten „kritischen Attribute" (die also Marx äußerlich durch sein kritisches Denken an die „Sache" herantragen würde), sondern „Kritik durch Darstellung" der „Sache" selber, also das Wesen der „Sache" und von deren Realkategorien oder „Daseinsformen", das er reflexiv benennt. Wenn dieses Verständnis für den „Gegenstandpunkt" bedeutet, dass dabei „die Ökonomie vergessen" wird, kann das nur heißen, dass für ihn die „Ökonomie" eigentlich etwas anderes ist, als sie auf dieser Ebene der Marxschen Darstellung erscheint.

Natürlich ist die Behauptung lächerlich, dass die Aufnahme dieser Marxschen Bestimmungen als zentrale bedeuten würde, die Ökonomie zu „vergessen". Im Gegenteil wird dadurch der Zusammenhang von abstrakter Arbeit, Wertgegenständlichkeit, Mehrwertproduktion und innerer Krisenpotenz überhaupt erst zureichend erklärt, nämlich als gemeinsame Unterordnung aller sozialen Funktionsträger unter den verselbständigten, übergeordneten Selbstzweck der gesellschaftlichen Verwertungsmaschine. Eben deshalb sind alle Beteiligten, *soweit* sie in diesen Funktionen denken und handeln, jene „Charaktermasken" oder „Personifikationen" unpersönlicher ökonomischer Verhältnisse. Für den traditionellen Marxismus und mit ihm für den „Gegenstandpunkt" handelt es sich dagegen bei diesen Bestimmungen immer bloß um eine „Verschleierung" des „eigentlichen" ökonomischen Verhältnisses, das auf die soziale Beziehung (letztlich die unmittelbare bloße Willensbeziehung) von personaler Kapitalrepräsentanz und personaler Repräsentanz der Lohnarbeit reduziert wird.

Das „automatische Subjekt" der Verwertungsmaschine löst sich so unter der Hand auf in die Interessen-Subjektivität der Kapitalistenklasse, und der unpersönliche, allen Beteiligten gegenüber versachlichte und schlechthin irrationale Selbstzweck in den subjektiven und vermeintlich rationalen Zweck der Ausbeutung der einen durch die anderen.[9] Dabei wird auch der Marxsche Begriff des „abstrakten Reichtums" verfehlt, der auf den fetischistischen, keinerlei „rationalen Zweck" enthaltenden Selbstzweckcharakter verweist. Der „abstrakte Reichtum" erscheint dann bloß als besonders raffiniertes *Mittel*, mit dem sich die „Herrschenden" den konkreten materiellen Reichtum unter den Nagel reißen, um ihn für sich zu verputzen. Bestimmend sei das „materielle Interesse" in diesem Sinne, dessen abstrakte Form diese vermeintliche Unmittelbarkeit nicht dementieren, sondern eben bloß „verschleiern" würde. Die

[9] Es versteht sich von selbst, dass damit erst recht die bürgerliche Aufklärungsvernunft reproduziert wird, die ihres eigenen realmetaphysischen Charakters in der „immanenten Transzendenz" des Kapitalverhältnisses nicht gewahr wird. Die vermeintliche Dechiffrierung dieser falschen Rationalität als ordinäres Interesse am selbstsüchtigen, andere ausschließenden Genuss des materiellen Reichtums ist selber bloß vulgär und ähnelt der aufklärerischen Rede vom „Priesterbetrug", mit dem das schnöde Interesse der vor- bzw. frühkapitalistischen Gewalten aufgedeckt werden sollte. Der „aufgeklärte" Vulgärmaterialismus ist schon immer über sich selbst nicht aufgeklärt.

spezifisch kapitalistischen Gegensätze von verschiedenen Funktionsträgern der Verwertungsmaschine erscheinen so als schlichter Gegensatz von „Reich“ und „Arm“. Die Ausgebeuteten sollen einfach den „Materialismus“ ihres Interesses gegen die Ausbeuter geltend machen, ohne dass die selber fetischistische *Form* dieses Interesses als zentraler Kritikgegenstand in den Fokus rückt. Diese Form des Willens wird höchstens beiläufig erwähnt als jenes bloß äußerliche „kritische Attribut“, das Marx dem „eigentlichen“ subjektiven Ausbeutungsverhältnis lediglich als „Metapher“ angehängt habe, was immer das dann bedeuten soll (in der Diktion nicht nur des „Gegenstandpunkt“ hätte Marx sich diese „Metaphern“ eigentlich schenken können, wie ja auch die bürgerlichen Positivisten meinen, deren Abkömmlinge jene „Marxisten“ methodologisch letztlich sind).[10]

Der „Gegenstandpunkt“ (hier als exemplarischer Vertreter dieses Verständnisses) weicht dem Problem aus, indem er unterstellt, dass die Betonung des Fetischcharakters die in dieses Verhältnis eingeschlossenen Menschen nur als „bewusstlose Marionetten“ betrachten würde, denen der objektive Zusammenbruch die emanzipatorische Kritik abnehmen müsste. Dabei ist der Begriff der bloßen „Marionette“ von der Wert-Abspaltungskritik schon frühzeitig in einer internen Auseinandersetzung zurückgewiesen worden. Die Wiederentdeckung und Neuformulierung eines Begriffs der modernen Fetisch-Konstitution hatte in den 1980er und 1990er Jahren bei einigen Vertretern der alten Wertkritik tatsächlich objektivistische Züge angenommen, die aber eben nicht unwidersprochen blieben.[11]

Nicht zufällig war es der inzwischen bei der verkürzten Wertkritik von Rest-„Krisis“ gelandete Ernst Lohoff, der die vom „Gegenstandpunkt“ unterstellte

[10] Dieses Denken missversteht gründlich die Marxsche Aussage im Fetischkapitel, dass es sich dabei nur um „das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst“ (Marx 1979/1890, MEW 23, 86) ) handelt, das für sie „die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen“ (ebda) annimmt. Die Verwertungsbewegung als Rückkoppelung von abstrakter Arbeit und Wert auf sich selbst *ist* real das zugrunde liegende Verhältnis, das ein gesellschaftliches Verhältnis der Menschen in dem Sinne darstellt, als sie selbst es sind, die dieses dingliche Verhältnis durch ihr eigenes Handeln reproduzieren. Die „Phantasmagorie“ ist also real als Form, in die deren menschliche Funktionsträger eingeschlossen sind. Das verkürzte Verständnis möchte dagegen die Realität dieser Fetischform als bloß „falsches Denken“ begreifen, während „dahinter“ in Wirklichkeit das ordinäre Interesse der Kapitalisten am Schwelgen im sinnlichen Reichtum stehe (Die Walt-Disney-Comicindustrie war da mit der Figur des Dagobert Duck schon weiter). Das Verhältnis wird dann auf den formalen juristischen Eigentumsbegriff reduziert und damit (ähnlich wie im traditionellen Marxismus und auf andere Weise im Postoperaismus) auf die subjektive „Macht“, nämlich „sich die Arbeitskraft anderer zu kaufen, also über anderer Leute Zeit und Mühen zu kommandieren“ (Gegenstandpunkt 1996, 108). Der reale Selbstzweckcharakter des „abstrakten Reichtums“ löst sich so auf in die „Verfügungsmacht des Eigentümers“ (ebda) und dessen subjektiven Ausbeutungszweck, um den Löwenanteil des materiellen Reichtums einzuheimsen (implizit erscheint hier schon als Letztursache die materielle „Gier“ der Herrschenden, wie sie dann später wieder anhand des spekulativen Geldkapitals thematisiert wird, was bereits Marx als „Volksvorurteil“ gekennzeichnet hatte).

[11] Es ist angebracht, die an etwas entlegener Stelle bereits dokumentierte Auseinandersetzung innerhalb des alten „Krisis“-Zusammenhangs darüber (Kurz 2007) in dem hier thematisierten Kontext noch einmal in Grundzügen darzustellen.





objektivistische Auffassung Anfang der 1990er Jahre wirklich brühwarm formulierte. Er war es, der die Metapher der vom Fetisch gesteuerten „Marionette“ völlig unüberlegt ins Spiel brachte: „Auch wo die miteinander konkurrierenden Marionetten des Werts (!) im Kampf gegeneinander ihr jeweiliges (Geld) interesse geltend machen, hat ihr Handeln nichts Unbedingtes an sich, sondern steht immer nur für die Exekution der schon vorausgesetzten Logik des Werts“ (Lohoff 1991, 88). Dass das Handeln bedingt ist, sagt aber noch nichts über das Verhältnis von Determination und Kontingenz, solange nicht der Charakter der Bedingtheit konkret bestimmt wird, die nie eine absolute sein kann. Lohoff führt aber die genaue Bestimmung nicht aus, sondern lässt den Willen und damit die Kontingenz total in der Bedingtheit und damit in einer reinen Determination verschwinden, was er dann noch einmal gegen den traditionsmarxistischen Soziologismus bekräftigt: „Weil es die Marionetten des Werts naiv als unbedingte, mit eigenem Willen ausgestattete (!) Subjekte nimmt, muss das soziologistische Wahrnehmungsraster die Gewalt des gesellschaftlichen Prozesses an den personellen Trägern dingfest machen“ (a.a.O., 103). Die Naivität, wenn man die Fehlleistung so bezeichnen will, liegt ganz auf der Seite von Lohoff. Er verballhornt den Begriff des Fetischverhältnisses derart, dass damit den darunter subsumierten Individuen ein „eigener Wille“ überhaupt abgesprochen wird. Das gesellschaftliche Verhältnis müsste dann wirklich buchstäblich außer ihnen existieren, womit natürlich die herkömmliche marxistische Auffassung, den „Gegenstandpunkt“ eingeschlossen, völlig im Recht oder zumindest weniger roh wäre. Während der sogenannte westliche Marxismus und insbesondere der Operaismus bzw. Postoperaismus das Fetischverhältnis in ein schieres Willensverhältnis auflösen, setzt Lohoff dagegen nur die Kehrseite derselben Medaille, nämlich die Auflösung in eine buchstäblich „willenlose“ schiere Objektivität. Die eigentlich zu thematisierende Beziehung von Fetischverhältnis und Willenshandlungen wird so beiderseits verfehlt.

Lohoff entblödet sich nicht, sein extrem objektivistisches Verständnis ausgerechnet am modernen Geschlechterverhältnis zu exemplifizieren: „Die Männer führen kein patriarchales Willkürregiment, sie exekutieren an den Frauen nur (!) das ihnen selbst vorausgesetzte fetischistische Gewaltverhältnis. Der Zwang, den sie an den Frauen ausüben, hat seinen Urgrund nicht im männlichen Willen, sondern in dem diesen >Herrschenden< immer schon vorausgesetzten Syntheseprinzip“ (a.a.O., 99). Nun ist Herrschaft zwar niemals ein bloßes „Willkürregiment“, sondern stets in einen gesellschaftlichen Formzusammenhang eingebunden, dessen fetischistischer Charakter aber keineswegs in einfacher „Willenlosigkeit“ besteht. Wenn Lohoff selbst von einem „Gewaltverhältnis“ spricht, ist dieses nicht ohne Willenshandlungen denkbar; es sei denn, er würde sich den „Fetisch“ allen Ernstes als aparte handelnde Meta-Person vorstellen, die ihre „Marionetten“ sogar Prügel austeilen lässt. Gewalt,

vor allem manifeste, aber auch stumme oder strukturelle, muss durch bewusste Willenshandlungen hindurchgehen, weil es außer den handelnden Menschen keine andere tragende Instanz im gesellschaftlichen Verhältnis gibt und dieses auch kein Zusammenhang der „ersten Natur" ist wie eine geologische Formation oder eine Nahrungskette, sondern nur analoge Züge aufweist, die aber als „realer Schein" zu dechiffrieren sind.

Indem das unbewusste, strukturierende Moment selber ein zur Reproduktionsform verdichtetes Resultat historischer menschlicher Willenshandlungen ist, streicht es den Willen nicht durch, sondern bannt ihn ein in den Binnenraum dieser den Gesellschaftsmitgliedern gegenüber verselbständigten Konstitution. Das aber ist etwas ganz anderes als das Agieren einer „Marionette", an der ja dann jemand ziehen müsste, um sie scheinbar handeln zu lassen, während Naturzusammenhänge als solche gar kein willentliches Handeln beinhalten. In gesellschaftlicher Hinsicht jedoch ist es im Gegenteil der Wille selbst, der durch seine historische Formbestimmtheit die negative Objektivität hervorbringt und darauf wiederum reagiert.

Das Willensverhältnis ist damit kein unmittelbares mehr, sondern ein durch den Formzusammenhang der Selbstzweck-Maschine vermitteltes. Das ändert nichts daran, dass es sich um ein *Herrschaftsverhältnis* handelt, auch wenn es eben nicht in einen unmittelbaren subjektiven Ausbeutungs- und Unterdrückungswillen auflösbar ist, sondern *Herrschaftsfunktionen* von personalen und institutionellen Trägern im Sinne der auch ihnen gegenüber verselbständigten Reproduktionsform ausgeübt werden. „Versachlichung" von Herrschaft nimmt aber den Willen nicht zurück, sondern vermittelt ihn. Das offenbar schwer zu denkende Problem wurde nicht zufällig in jener alten wertkritischen Auseinandersetzung zunächst am modernen Geschlechterverhältnis exemplarisch deutlich. Lohoffs falscher Umdeutung bürgerlicher Subjektivität in eine bloße „Marionette" des Werts entspricht die Einordnung des Geschlechterverhältnisses als sekundäres Moment: „Die Aufgabe revolutionärer Theorie kann allein darin bestehen, das moderne bürgerliche Geschlechterverhältnis als Moment des herrschenden Versachlichungszusammenhangs zu entwickeln. Die Kritik des Werts, des automatischen Subjekts dieser Gesellschaft, bedarf keineswegs der >Ergänzung< durch die Kritik von Familie und Geschlechterverhältnis, ihre Konkretion muss aber diese Ebenen einschließen" (Lohoff, a.a.O., 125 f.). Der Wert erstrahlt hier ganz als selbstherrlich-maskuliner Götze, mit dem der reale Mann noch in der vermeintlichen Kritik sich als dessen „Marionette" selbstaffirmativ seines Willens begibt, während dabei das androzentrisch-universalistische, ableitungslogisch reduzierte Verständnis des Geschlechterverhältnisses pur und zugespitzt erscheint; als bloße „Konkretion" auf einer subordinierten Ebene.

Mit ihrem Artikel „Der Wert ist der Mann" (Scholz 1992) leitete Roswitha Scholz dann eine ganz andere, neue Theoriebildung ein, in der das Geschlechterverhältnis als Abspaltungsverhältnis aus dieser androzentrischen Subordination herausgenommen und auf dieselbe theoretische Abstraktionsebene wie der Wert gehoben wurde, woraus sich das neue Verständnis einer in sich gebrochenen statt in sich geschlossenen Totalität der modernen Gesellschaft ergab. Dieser „Schlag ins Kontor", bis heute von vielen „gestandenen" krachledern-männlichen Wertkritikern nicht oder nicht wirklich nachvollzogen, bezog sich aber nicht nur auf den Inhalt der geschlechtlichen Abspaltung, sondern eröffnete zugleich eine erkenntniskritische Dimension für die Überwindung der objektivistisch verkürzten Wertkritik überhaupt. Dieser Ansatz erlaubte es, den Begriff der *Herrschaftsverhältnisse* in modifizierter Form (nicht mehr auf die voraussetzungslose Unmittelbarkeit des Herrschaftswillens sozialer Akteure reduziert) wieder in den Begriff der Fetischverhältnisse hereinzunehmen. Damit erwies sich auch das Willensproblem als ein zu modifizierendes, das nicht in einem „Marionetten"-Verständnis verschwinden kann.

Deshalb kritisierte Roswitha Scholz in der Formulierung ihres Abspaltungsbegriffs zugleich den objektivistischen Charakter der damaligen Wertkritik: „Im geschlechtslosen Begriff des >punktförmigen< abstrakten Individuums wird in den bisherigen KRISIS-Texten der geschlechtsspezifisch besetzte Charakter der Wertlogik ausgeblendet. Meine Kritik bezieht sich ebenso darauf, dass der Begriff des Patriarchats (und damit der Herrschaftscharakter des wertförmigen Geschlechterverhältnisses) teilweise unter Berufung auf den Fetischcharakter der Warengesellschaft umgangen oder sogar bewusst negiert wurde…Das Problem kann auf die Alternative zugespitzt werden, ob abstrakte Arbeit und Wert schon in ihrem *Konstitutionszusammenhang* und damit in ihrem Wesenskern als *männliches Prinzip* begriffen werden, oder ob doch wieder eine Begriffshierarchie eingeführt wird, in der die geschlechtliche Besetzung als bloßes >Ableitungs<- und >Konkretisierungsproblem< in einen Sekundärzusammenhang verwiesen wird" (Scholz 1992, 21, Hervorheb. Scholz).

Der Charakter des modern-patriarchalen Herrschaftsverhältnisses wurde in dieser Kritik bereits ohne Eskamotierung des Willensproblems modifiziert auf den Fetischcharakter bezogen: „Um in diesem Kontext Missverständnissen vorzubeugen, die aus dem Begriff des Patriarchats entstehen könnten: Wenn hier von Männerherrschaft die Rede ist, so ist damit freilich nicht gemeint, dass der Mann unentwegt neben der Frau mit der Peitsche steht, um ihr seinen Willen aufzuzwingen. Herrschaft im hier verstandenen Sinne basiert im wesentlichen auf Internalisierung kollektiv gesetzter Normen und auf Institutionalisierung… Dieser differenzierte Herrschaftsbegriff steht auch keineswegs im Gegensatz zum Fetischcharakter des Werts. In der KRISIS-Diskussion wurde aber (zumindest bis vor kurzem) der Fetisch-Begriff direkt gegen den Herrschafts- und damit Patriarchats-Begriff ausgespielt. Dabei muss ein simplifizierter, subjektiv reduzierter Herrschaftsbegriff unterstellt werden" (Scholz, a.a.O., 21). Diese

Kritik musste sich auch direkt gegen die Lohoffsche „Marionetten"-Vorstellung wenden: „Ganz davon abgesehen, dass die feministische Theoriebildung in der Regel längst über ein derart krudes Herrschaftsverständnis hinaus ist, wie E. Lohoff es unterstellt, wird hier das >gesellschaftliche Syntheseprinzip< dem asymmetrischen Geschlechterverhältnis äußerlich gegenübergestellt…Überdies braucht sich Mann mit derartigen Argumentationsfiguren (gerade in einer historischen Situation, in der der Geschlechterkampf auf der Tagesordnung steht) nicht selber in Frage zu stellen. Denn er ist dann ja buchstäblich nur eine >Marionette< des Wert-Fetischs" (a.a.O., 22).

Die Bedingtheit des Willens durch verinnerlichte Formen und Strukturverhältnisse schließt also das willentliche Verhalten nicht aus, sondern im Gegenteil ein; das männliche Individuum bewegt sich nicht wie ein Roboter im Steuerungsfeld der Abspaltung, sondern ihm ist in der Spannung dieses Verhältnisses zuzumuten, sich in seiner Bedingtheit selbst anzuschauen und in Frage zu stellen, was wiederum nur bewusst-willentlich geschehen kann und die Absolutheit eines Automatismus ausschließt. Einen Versuch, diese Überlegungen unter Rückgriff auf den damaligen Stand der Abspaltungstheorie weiterzuführen und die Herrschaftsdimension von Fetischverhältnissen über das Geschlechterverhältnis hinaus hereinzunehmen, stellte dann der Essay „Subjektlose Herrschaft" (Kurz 2004/1993) dar. Darin wurde der „Marionetten"-Begriff Lohoffs ebenfalls einer scharfen Kritik unterzogen: „Auf den ersten Blick könnte es so erscheinen, als würde mit dem Begriff der Fetisch-Konstitution nicht nur der alte subjektiv-aufklärerische, sondern der Herrschaftsbegriff überhaupt obsolet. Die Destruktion des Subjekts müsste dann im Begriff der bloßen Marionette gefasst werden. Eine solche unvermittelte Preisgabe des Herrschaftsbegriffs wäre sozusagen schon taktisch inakzeptabel. Sie würde erstens den Menschen die real erfahrenen (und als durchaus leidvoll erlebten) Zwänge auszureden scheinen, die den Alltag auch der säkularisierten Fetischgesellschaft von totalem Markt und demokratischem Rechtsstaat bis in die Poren bestimmt. Dass diese Repression nicht mehr auf ein bestimmtes Subjekt zurückgeführt werden kann, dass sie >strukturell< ist, ändert nichts an ihrem Charakter und nichts daran, dass sie hassenswert ist. Zweitens würde dieser Marionetten-Begriff die >Herrschaft des Menschen über den Menschen< gewissermaßen exculpieren. Seitdem es gewisse Einsichten in den subjektlosen Charakter gesellschaftlicher Realbestimmungen gibt, seit die Begriffe von >Rolle< und >Struktur< aus dem Wissenschaftsolymp bis in das Alltagsbewusstsein hinabgesunken sind, werden sie auch mehr oder weniger naiv für die Rechtfertigung, Selbstrechtfertigung und Selbstberuhigung von Trägern bestimmter Herrschaftsfunktionen instrumentalisiert" (Kurz, a.a.O., 185 f.).

Diese Kritik wurde noch einmal exemplarisch präzisiert an der Lohoffschen Objektivierung und Reinwaschung männlichen Herrschafts- und Gewaltverhaltens im Alltag der modernen Geschlechterverhältnisse: „Die Selbstbeschwichtigung des zwangsheterosexuellen und trotz höflicher Verbeugungen vor dem Feminismus an Selbstaufhebung nicht wirklich interessierten Mannes, dass ja im Grunde genommen nicht er selbst als Person es sei, der bestimmte herrschaftliche Erscheinungen in der Geschlechterbeziehung trage, sondern dass er ja >nur< eine subjektlose und übermächtige gesellschaftlich-historische Struktur geradezu widerwillig und seinerseits gezwungen exekutiere, spukt in verschiedenen Graden und impliziten (>stummen<) wie expliziten Ausdrucksformen einer scheinreflektierten männlichen Verdrängungsleistung" (a.a.O., 186).

Inzwischen wird das extrem objektivistische „Marionetten"-Verständnis des Handelns im gesellschaftlichen Raum von Fetischverhältnissen auch von seinen ursprünglichen Vertretern nicht mehr aufrechterhalten, allerdings ohne kritische Aufarbeitung. Stattdessen tendiert die regressive Entwicklung von Rest-„Krisis" und „Streifzügen" dazu, den Objektivismus einer „willenlosen" Automatik-Schaltung des Bewusstseins zu ergänzen oder zu überspielen durch das Herunterbrechen auf eine lebensreformerische Alltags-Metaphysik, die ein letztlich moralisches „anderes" Handeln in pseudo-experimentellen Kleinräumen propagiert. Dieser vitalistisch gefütterte, „das Leben" und „die Sinnlichkeit" selber bloß abstrakt anrufende Alltags-Subjektivismus bildet wieder einmal nur die Kehrseite derselben Medaille; Fetischverhältnis bzw. „automatisches Subjekt" und Wille bleiben dabei ebenso unvermittelt wie im Objektivismus der „Marionette". Nichts wird geklärt, aber die eigenen Spuren eines lediglich ideologisch umgekippten, in Wirklichkeit theoretisch unüberwundenen objektivistischen Denkens möchte man verwischen. So stellt der Rest-„Krisis"-Autor Karl-Heinz Lewed in seinem Artikel „Eine >Theorie zur Verletzbarkeit von Herrschaft<?" (Lewed 2007, Krisis 30) fest: „(Die) Entdeckung und Reformulierung der Fetischkritik von Marx seitens der *krisis*-Autoren bewegte sich zunächst selbst noch im theoretischen Horizont einer objektivierten Totalität" (Lewed 2007, 135). Statt nun zu benennen, worin das Problem besteht und woher dabei ein falscher Zungenschlag gekommen ist, setzt Lewed scheinheilig hinzu: „Der ehedem für die Subjektkritik in der *krisis* relativ zentrale Beitrag >Subjektlose Herrschaft< von Robert Kurz…ist noch in dieser Perspektive formuliert. Das (männliche) Subjekt wird als reine >Marionette< (!!) der eigenen gesellschaftlichen Form bestimmt" (a.a.O., 135).

Die hemmungslose Dreistigkeit, mit der Lewed hier die theoretische Auseinandersetzung im alten „Krisis"-Zusammenhang verfälscht und ins Gegenteil verkehrt, ist wirklich bemerkenswert. Wohlweislich wird aus dem Text „Subjektlose Herrschaft" nicht ausgewiesen zitiert, sondern diesem eine darin nicht enthaltene, sondern im Gegenteil kritisierte Position einfach denunziatorisch zugeschrieben. Offenbar setzt Lewed mit vollem Risiko darauf, dass ein Großteil des Publikums die älteren Texte nicht kennt und niemand sie nachprüft, ja dass sogar die Betroffenen

seine unverschämte Klitterung der wertkritischen Theoriegeschichte ungestraft durchgehen lassen. Anders ist es nicht zu erklären, dass er den „Marionetten"-Begriff ausgerechnet dem Text anzuhängen versucht, der diese falsche Bestimmung, gestützt auf die zuvor schon geleistete und von Lewed natürlich nicht erwähnte Kritik von Roswitha Scholz, auseinandergenommen hatte. Der wirkliche Urheber der kruden „Marionetten"-Vorstellung, nämlich Ernst Lohoff, wird in die Sicherheit des Vergessens seiner krassen Fehlleistung gebracht, um sie eben deren KritikerInnen wie ein falsches Beweisstück unterzuschieben. Ob seiner Durchsichtigkeit ein Fall für Kinderdetektive. Aber so wird „Theoriepolitik" gemacht von Leuten, die sich nicht nur mit fremden Flügelfedern schmücken, sondern auch die eigenen Hühnerarsch-Federn anderen anzukleben versuchen.

Der Vorwurf des „Gegenstandpunkt", um zu diesem zurückzukehren, die radikale Krisentheorie würde in Verbindung mit dem Fetischbegriff die Menschen nur als „willenlose Marionetten" sehen, erhält durch das kontrafaktische Umschreiben der wertkritischen Theoriegeschichte seitens Rest-„Krisis" hilfreiche Flankendeckung; aber das Produkt dieser nicht gerade professionellen Fälscherwerkstatt fällt auf seine Urheber zurück. In Wirklichkeit hat die ursprünglich vom Geschlechterverhältnis ausgehende, dann allgemeiner gefasste Kritik am Lohoffschen theoretischen „Marionettentheater" schon die Grundlagen für eine Gegenargumentation geliefert. Der Schwerpunkt lag damals zunächst auf dem Herrschaftsproblem. Es wurde also geltend gemacht, dass mit der Erkenntnis der Wertverwertung als dem „automatischen Subjekt" der Gesellschaft keineswegs ein Herrschaftsbegriff überhaupt obsolet wird, sondern Herrschaft anders bestimmt werden muss; nicht mehr als voraussetzungsloses unmittelbares Willensverhältnis, sondern als historisch formbestimmtes, nicht in den Handlungssubjekten aufgehendes Fetischverhältnis. Aber Herrschaft ist deswegen noch lange kein bloßer Automatismus; deshalb wurde auch die Verantwortlichkeit der Träger von Herrschaft thematisiert, die zwar „Funktionäre", aber eben keine „Roboter" sind.

Was macht nun den entscheidenden Unterschied aus? Der Wille kann weder hypostasiert und in falscher Unmittelbarkeit als letzter Grund genommen noch umgekehrt ersatzlos gestrichen werden. Wenn der bewusste Wille vermittelt wird durch eine gesellschaftliche Form, die als solche bewusstlos entstanden und vorgegeben ist, dann entsteht auch die Realparadoxie einer „bewussten Bewusstlosigkeit". Das einzelne Handeln geschieht bewusst, aber seine gesellschaftlich-historische Formbestimmtheit, die es in bestimmter Weise ausrichtet, ist eine bewusstlos vorgefundene. Die Analogie zu natürlichen oder maschinellen Prozessen kann nur der kritischen Illustration dienen, aber sie bildet kein identisches Verhältnis. Denn Bewusstsein und Wille gehen im Unterschied zu einem Verdauungsvorgang, einer chemischen Umwandlung oder einem maschinellen Ablauf in den apriori bewusstlos formbestimmten Prozess ein; eben





deshalb sind es „Handlungen".

Der in diese Form gebannte bewusste Wille wird dabei nicht linear gesteuert, sondern er unterliegt den inneren Widersprüchen des damit gesetzten Form- und Funktionszusammenhangs, die sich nicht mechanisch von selbst bewegen, sondern durch den eingebannten Willen hindurch und damit bewusst verarbeitet werden müssen. Die Gefangenschaft in der bewusstlosen historischen Form erzwingt daher eine permanente bewusste „Widerspruchsbearbeitung" (vgl. dazu ausführlich Kurz 2007), die kontingente Verlaufsformen hervorbringt. In diese Widerspruchsbearbeitung gehen immer schon Ideologiebildungen als erst recht keineswegs mechanisch determinierte Eigenleistungen des Bewusstseins ein. Andererseits finden alle diese Handlungsweisen im Zwangsverhältnis der universellen Konkurrenz statt, die gleichzeitig durch ihren blinden Gesamtzusammenhang einen in seiner Verfasstheit und Tendenz objektivierten und in bestimmter Weise determinierten Prozess bildet. Diese objektive Determination wird durch das kapitalistisch formbestimmte, also qua Konkurrenz unkoordinierte Handeln der Menschen ebenso hervorgebracht wie andererseits die relative Kontingenz der Verlaufsformen durch die Widerspruchsbearbeitung als Reaktion darauf. Es macht die Fetisch-Konstitution gerade aus, dass der Form- und Funktionszusammenhang und damit der Gesamtprozess objektiv verselbständigt sind, es aber in jeder Situation immanente Handlungsalternativen gibt. Diese sind aber nicht nur begrenzt, sondern ihr historischer Spielraum verengt sich auch bis zur historischen Paralyse, die aber wiederum bewusst verarbeitet werden muss; sei es in Richtung einer ideologisch mobilisierten Barbarisierung, sei es durch ein emanzipatorisches Aufbrechen des zugrunde liegenden Verhältnisses. Beide denkbaren Verlaufsformen müssen dann den Horizont der immanenten Handlungsalternativen verlassen. Nirgends ein unbedingter, unvermittelter freier Wille; nirgends eine willenlose Marionette.

Man muss also analytisch zunächst drei Ebenen unterscheiden: a) das bloße „Vollzugshandeln" in den vorgegebenen Form- und Funktionszusammenhängen, wobei auch dies mit Bewusstsein geschieht, allerdings nicht mit bewusster Reflexion „über" die Form solchen Handelns, und auch darin Momente der Kontingenz auftauchen (so kann man z.B. mit verschiedenen Mitteln versuchen, sich in der Konkurrenz durchzusetzen) [12]; b) die individuelle wie gesellschaftliche Widerspruchsbearbeitung als Reaktion auf die vom Funktionshandeln hervorgebrachten Widersprüche[13]; c) die ideologische Verarbeitung des

[12] Deshalb gibt es betriebswirtschaftliche Lehrbücher, divergente Management-Konzepte und eine Flut von „Beratungsliteratur", die allesamt eine bewusst-willentliche Positionierung unter dem allgemeinen Diktat des „automatischen Subjekts" beinhalten, dieses selber und seinen Charakter aber als blinde Quasi-Naturbedingung voraussetzen. Dass diese Literatur inflationär geworden ist, verweist auf die Zuspitzung der Widersprüche im keineswegs automatischen „Vollzugshandeln" an der objektiven inneren Schranke des gesellschaftlichen Verhältnisses.

[13] Klassiker einschlägiger Konzepte der Widerspruchsbearbeitung sind etwa die alternative

gesellschaftlichen Prozesses, seiner Widersprüche und Verlaufsformen, die wiederum in letztere eingeht und sie mitbestimmt [14]. Auf allen drei Ebenen finden bewusste Willenshandlungen mit alternativen Orientierungen statt, die jedoch im kategorialen Gefängnis des „automatischen Subjekts" eingeschlossen bleiben, dem eine objektive Grenze durch die von diesen Willenshandlungen selbst bewusstlos hervorgebrachte blinde Dynamik gesetzt wird. Insofern der Prozess nicht automatisch abläuft, sind die Träger der immanenten Willenshandlungen auch verantwortlich zu machen, wenn auch auf den verschiedenen Ebenen in unterschiedlicher Weise; das gilt natürlich ganz besonders für die projektiven Ideologiebildungen.

Der Maßstab für die Verantwortlichkeit ist jedoch unzureichend, wenn er sich nur auf immanente Handlungsalternativen bezieht. Das Resultat ist dann eine „Realpolitik", die allgemein und speziell in der Linken auf die Frage des „kleineren Übels" hinausläuft. Der Konflikt um derart immanente Orientierungs- und Handlungsalternativen hatte seinen Stellenwert in der Durchsetzungs-, Aufstiegs- und Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus; so war etwa, um die durchschlagendste immanente Weichenstellung zu nennen, der Sieg des NS in der Zwischenkriegszeit natürlich keineswegs objektiv determiniert, sondern unter der Bedingtheit der damaligen Weltwirtschaftskrise das Resultat von immanenten ideologischen und politischen Deutungs- und Handlungsmustern der Widerspruchsbearbeitung, die noch innerhalb der unausgeschöpften Dynamik einen historisch einzigartigen Schub der „organisierten Barbarei" auf der Grundlage der modernen Fetisch-Konstitution hervorbrachten. In der veränderten historischen Situation 80 Jahre später brechen sich jedoch die

Akzentuierung von stärkerem Markt- oder Staatshandeln (Liberalismus und Etatismus), in denen sich auch die Arbeiterparteien und Gewerkschaften von jeher bewegten. Dass sich diese immanenten Alternativen (und die entsprechende Willensorientierung) in immer kürzeren Zyklen ablösen, verweist wiederum auf die Zuspitzung und zunehmende Ausweglosigkeit der politisch-ökonomischen Widerspruchsbearbeitung, der auch in besonderer Weise das geschlechtliche Abspaltungsverhältnis unterliegt.

[14] Ideologisiert und geradezu als Weltanschauungen ausgebaut werden die kapitalistisch formbestimmten gegensätzlichen Interessen der verschiedenen Funktionsträger, wobei die Arbeitsontologie des traditionellen Marxismus als Ideologie der selbstaffirmativen Lohnarbeit, der Charaktermaske des lebendigen Kapitalbestandteils (variables Kapital bei Marx) dechiffriert werden kann. Ebenso werden die alternativen Konzepte der Widerspruchsbearbeitung ideologisch überhöht, während das Abspaltungsverhältnis in sexistischen Ideologien zum Ausdruck kommt. Als bewusste Reaktion auf Konkurrenzverhältnisse, soziale Verwerfungen, Krisen, aber auch als irrationale Scheinthematisierung der Fetisch-Konstitution können projektive Hassideologien wie Rassismus, Antiziganismus und Antisemitismus in ihren unterschiedlichen historischen Ausprägungen verstanden werden. Von der Wissenssoziologie wurde ein neutraler, positivistischer Ideologiebegriff kreiert, wie er etwa auch bei Althusser anzutreffen ist. Danach sind Ideologien der „notwendige", nicht zu transzendierende Ausdruck von bestimmten sozialen Lagen, deren Formbestimmtheit und Konstitutionszusammenhang überhaupt nicht erscheint. Ein kritischer Begriff von Ideologie (und damit Ideologiekritik als Postulat) ist nur vom Standpunkt der Kritik am gesamten zugrunde liegenden Form- und Funktionszusammenhang der Verwertungsmaschine und ihrer Agenturen möglich.





immanenten Handlungsalternativen auf allen Ebenen an der erreichten objektiven inneren Schranke und tendieren zu einem globalen Ausnahmezustand, der in eine Zersetzung der kapitalistischen Konstitution selbst mündet und zu neuen Formen einer allgemeinen „Auflösungsbarbarei" zu führen droht. Eben daran zeigt sich die Paralyse der immanenten Handlungsalternativen. [15]

Damit sind wir beim entscheidenden Problem angelangt. Ist die Menschheit auf die immanente Widerspruchsbearbeitung geeicht oder kann sie darüber hinausgehen? Dass die Menschen keine „Marionetten" des Fetischs sind, sondern dieser gerade durch ihre Willenshandlungen reproduziert wird und dabei permanent Handlungsalternativen entstehen, sprengt an sich das „eiserne Gehäuse" (Max Weber) des gesellschaftlichen Verhältnisses nicht auf. Die Frage ist also, ob jene theoretische und praktische Meta-Ebene der Kritik erreicht werden kann, die dieses Gehäuse selber zum Gegenstand macht. Theoretisch ist die Frage in Grundzügen bereits beantwortet. Auch hinsichtlich dieser Meta-Ebene ist der Fetisch nicht der „Schöpfer einer Welt von Marionetten". Dass es sich um „objektive Daseinsformen" und entsprechende „objektive Gedankenformen" handelt, heißt grundsätzlich nicht, dass dieser Charakter unerkennbar wäre. Die „Objektivität" ist keine unentrinnbare und „natürliche", sondern eine historisch entstandene und damit auch kritisier- und überwindbare. Sonst hätte ja nicht Marx die Tür zu dieser Erkenntnis aufstoßen und diese nicht weiterentwickelt werden können.

Auch diese weiter gehende Kritik ist historisch bedingt, insofern sie sich eben auf das eigene moderne Fetischverhältnis bezieht und nur aus der Verarbeitung von dessen inneren Widersprüchen hervorgehen kann, also keine überhistorische Wahrheit zu beanspruchen hat, sondern selber zeitgebunden ist. „Bedingtheit" aber ist etwas ganz anderes als „Determination". Objektiv determiniert ist die Krise und innere Schranke; bedingt dagegen, aber nicht determiniert ist die emanzipatorische Kritik am zugrunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnis. Diese Bedingtheit stellt sich binnenhistorisch unterschiedlich dar. Wie sich an der Marxschen Theorie zeigt, war der Ansatz einer solchen Kritik schon in einer relativ frühen Phase des kapitalistischen Prozesses grundsätzlich möglich. Die Hürde bestand damals darin, dass die Verwertungsmaschine noch einen historischen Entwicklungsspielraum besaß, in dem sich das immanente

[15] Daran brechen sich auch alle Optionen des „kleineren Übels" und die damit verbundenen „Realpolitiken", wie sie von der Linkspartei bis zu den „Antideutschen" kreiert werden, die allesamt eine Fortsetzung der Verwertungslogik voraussetzen und eben deshalb die radikale Krisentheorie verdammen müssen. Sie bilden damit gewollt oder ungewollt einen Bestandteil der Krisenverwaltung, die nicht dauerhaft tragfähig sein kann. Wenn aber die immanenten Handlungsalternativen als grundsätzliche Orientierung gleichermaßen ausweglos werden und gleichermaßen von verschiedenen Seiten nur noch die Barbarisierung befördern können, stellt sich auch die Frage der Verantwortlichkeit anders, nämlich hinsichtlich der kategorialen Kritikfähigkeit gegenüber dem fetischistischen Formzusammenhang und seiner „Vernunft" selbst.

Anerkennungsbedürfnis der Arbeiterbewegung einrichtete und damit die Möglichkeit jener weiter gehenden Kritik verdrängt wurde. Heute ist es das reale Erreichen der inneren Schranke, das die Bedingung setzt und einerseits die Möglichkeit einer solchen Kritik klarer macht, etwa hinsichtlich des offenkundigen Obsoletwerdens der abstrakten Arbeit. Andererseits besteht die Hürde jetzt darin, dass das Massenbewusstsein bei allen Akteuren die Fetischformen noch tiefer verinnerlicht hat als zur Zeit von Marx. Der Bedingtheit ist nicht zu entkommen, aber das Bewusstsein und damit der Ausgang trotzdem nicht determiniert.

„Objektivistisch" ist es, die vorgefundene und ansozialisierte negative Objektivität als positiven Sachverhalt und als letztlich unübersteigbare Voraussetzung zu nehmen, die nur „uminterpretiert" werden könnte. Die „subjektivistische" Deutung bildet nur die Kehrseite derselben Medaille, indem sie diese negative Objektivität samt der damit gesetzten inneren Schranke bloß ignoriert oder bestreitet, statt sie radikal zu kritisieren. Insofern ist der Subjektivismus genauso affirmativ wie der Objektivismus; beide Pole bedingen sich wechselseitig und gehen ineinander über. Geradezu eine Unverschämtheit muss es genannt werden, wenn ausgerechnet der weiterentwickelten Wert-Abspaltungskritik ein Verständnis der denkenden und handelnden Menschen als „Marionetten" untergejubelt wird, obwohl sie schon in ihrem Namen die bewusst-willentliche Negation des angeblich „automatischen" Vollzugs enthält. Im Gegenteil ist es das Abwimmeln und Kleinreden des Fetischbegriffs nicht nur beim „Gegenstandpunkt", das sich an der bewussten Kritik des zugrunde liegenden, sozial übergreifenden Verhältnisses vorbeimogeln möchte.

Das gilt im übrigen auch für die Ideologiekritik. Wenn Marx Ideologie als „notwendig falsches Bewusstsein" bestimmt, dann ist damit schon gesagt, dass es möglich ist, die Falschheit dieser Objektivität zu erkennen. Die „Notwendigkeit" bezieht sich nur auf das zunächst in den herrschenden Formen befangene Bewusstsein, das auch überwunden werden kann; sie ist deshalb keine absolute, keine Automatik, sondern sie ist ebenso kritikwürdig und kritikfähig wie die ihr entsprechenden Daseinsformen.

Die Aufgabe besteht also darin, die emanzipatorische Kritik an den objektivierten, sozial übergreifenden Daseinsformen bzw. Gedankenformen zu formulieren und von innen heraus im sozialen Kampf geltend zu machen, um dieses kategoriale Gefängnis bewusst zu durchbrechen. Oder in der Sprache des „Gegenstandpunkt": Es kommt darauf an, einen Willen gegen die herrschende Form des Willens zu entwickeln und deren Fetischcharakter bewusst zu machen. Das erfordert aber eine reflexive Anstrengung, die keineswegs im bloßen Dasein unter diesen Verhältnissen schon per se enthalten ist. Die Kritik bleibt gerade verkürzt und ihrer entscheidenden Dimension beraubt, wenn sie mit der schieren „Existenz" eines vom Kapitalismus selber konstituierten „objektiven Subjekts" (wie immer dieses traditionell oder postmodern erscheint)





identifiziert wird. So wenig die Menschen aber an sich in ihrem Dasein als Funktionsträger oder Charaktermasken des „automatischen Subjekts" total aufgehen und dessen leblose „Marionetten" wären, so sehr bleiben sie an diesen Funktionszusammenhang gefesselt, wenn dieser nicht explizit zum Gegenstand der Kritik gemacht wird. Solange die materiellen und sozialen Bedürfnisse nur vom Standpunkt der kapitalistisch konstituierten Subjektivität und damit „in" der herrschenden Willensform einzuklagen sind, werden sie regelmäßig von deren negativer Objektivität eingeholt und müssen sich den Funktionsgesetzen der Verwertungsmaschine beugen bis zur Selbstrepression, die sich in Vernichtungsideologien entladen kann. Das heißt nicht, dass deswegen der immanente soziale Interessenkampf grundsätzlich zu negieren wäre; er bedarf aber eines Fluchtpunkts in der transzendierenden Zielsetzung einer radikalen Kritik an seiner eigenen Voraussetzung, wie sie von jenen objektivierten Daseinsbedingungen gebildet wird.

Damit sind wir bei der Crux des „Interessenstandpunkts" der „Klasse" (bzw. der „Multitude" oder sonstiger Surrogatbegriffe) angelangt. Die Wut gegen deren Kennzeichnung als eine Charaktermaske des lebendigen Kapitalbestandteils (oder der eigenen Überflüssigkeit) lebt ausschließlich davon, dass die kapitalistisch konstituierte Form des Interesses und des entsprechenden Willens (Warenform, Geldform) mit dem materiellen und sozialen Lebensinteresse verwechselt, gleichgesetzt oder die Differenz (wie beim „Gegenstandpunkt") verschwiemelt und offen gelassen wird. Damit reproduziert sich aber nur das ohnehin vorhandene und ansozialisierte allgemeine Bewusstsein, das sich ein sogenanntes „gutes Leben" nur noch in diesen Formen vorstellen und die Widersprüche mit Zähnen und Klauen in der universellen Konkurrenz austragen will.

Das so formbestimmte Interesse bleibt an die Akkumulationsfähigkeit des Kapitals gebunden; damit aber auch eine anachronistisch gewordene Agitation, die jenes gebundene Bewusstsein nicht verprellen will und gerade deswegen an den historischen Grenzen der Verwertung ins Leere geht. Den Fetischkritikern wird dann ihre Kritik als „Abgehobenheit", intellektuelle „Esoterik" und „Arroganz" ausgelegt, auf diese Weise aber das Bewusstsein der Lohnabhängigen, Prekarisierten und „Überflüssigen" als in dieser Hinsicht erkenntnisunfähig abgestempelt. Im Grunde wollen viele rest- und postmarxistische Theoretiker mit dem Affekt gegen die „Aufwertung" des Fetischbegriffs vor allem die relative „Abwertung" des beschränkten Handelns im kapitalistischen Formzusammenhang zurückweisen, um dieses stattdessen als schon hinreichend und emanzipationsfähig wiederum „aufzuwerten". Die falsche Zuschreibung, eine Bestimmung dieses Handelns als unzureichende bloße Widerspruchsbearbeitung würde bedeuten, die Handelnden auf „Marionetten" des Werts zu reduzieren, ist allein der eigenen Weigerung geschuldet, sich dem Bruch mit dem modernen Fetischverhältnis zu stellen.

## 9. Die Krise als subjektives Willensverhältnis

Dass es eine gewisse Schranke der Verwertung irgendwie real gibt, dass Krisen empirisch in Erscheinung treten, kann schlecht abgeleugnet werden. Aber die Schranke soll eben keine absolute und historische sein. In einer schwachen Version, wie sie in den Schwundstufen der alten akkumulations- und krisentheoretischen Debatten erscheint, wird deshalb die Objektivität der Krise zwar mehr oder weniger widerstrebend anerkannt, aber auf jene schon erwähnte, als an sich unerschöpflich geltende zyklische Bewegung bzw. auf periodische Strukturbrüche reduziert. Das genügt aber den postmarxistischen Hardlinern subjektivistischen Auflösung des Kapitalverhältnisses in handlungstheoretische Konzepte bei weitem nicht. Operaismus und Postoperaismus haben eine starke Version der Abwehr einer objektiven inneren Schranke hervorgebracht, die der falschen Identifikation von Krise und Kritik mehr entspricht. Dabei wird die Krise vollständig in die unmittelbaren Willensverhältnisse der kapitalistisch konstituierten sozialen Subjekte eingeordnet. Die Krise soll überhaupt keinen objektiven Grund in den Gesetzmäßigkeiten der fetischistischen Reproduktion mehr haben, sondern eine mehr oder weniger bewusst „gemachte" sein.

Das „Machen" gilt hier nicht als ein apriori form-konstituiertes, dessen Matrix bei Strafe des Untergangs zu durchbrechen wäre. Indem der transzendentale Charakter der Form des Willens und damit die negative Objektivität dieser Matrix durchgestrichen wird, bleibt (ähnlich wie in anderer Weise beim „Gegenstandpunkt") nur der voraussetzungslose Wille zu bewussten Zwecksetzungen übrig, deren Bezug auf die Fetisch-Konstitution völlig vernebelt werden soll und damit direkt oder indirekt als unüberschreitbare ontologische Voraussetzung erscheint. Es kommt nicht auf die Form des Handelns an, sondern dieses unmittelbare Handeln und die materiellen bzw. sozialen Lebensbedürfnisse werden kurzgeschlossen, ohne wahrzunehmen, *dass die Form des Interesses seinen Inhalt dementiert*. In der oben skizzierten Diktion der Wert-Abspaltungstheorie heißt das: Dieses Handeln im Sinne der Lebensbedürfnisse wird erst recht auf die form-immanente „Widerspruchsbearbeitung" vergattert und bleibt damit ausweglos in die negative Objektivität des herrschenden Funktionszusammenhangs eingeschlossen.

Damit muss aber auch der Charakter der sozialen Aktivität im Kapitalismus als zwanghaftes Konkurrenzhandeln weitgehend ausgeblendet werden. Der „stumme Zwang der Konkurrenz" (Marx) ist es aber gerade, der die kapitalistische Formbestimmtheit des Willens bzw. seiner Handlungen exekutiert und auf diese Weise nicht nur die kapitalistischen Kategorien als „objektive Daseinsbedingungen" festschreibt, sondern auch die blinde Determination der Krisenschranke jenseits der willentlichen Zwecksetzungen hervorbringt.





Es ist kennzeichnend für die (post)operaistische Ideologie im schlechtesten Sinne, dass die für die Marxsche Kapitalanalyse zentrale Bestimmung der universellen Konkurrenz völlig aufgelöst oder als untergeordnetes bloßes Epiphänomen betrachtet wird, genau wie die Krise. Durchgestrichen wird der universelle Charakter der Konkurrenz auf allen sozialen Ebenen; sowohl die Konkurrenz zwischen den Einzelkapitalien, Branchen, Nationalökonomien, Weltregionen usw. als auch die Konkurrenz unter den LohnarbeiterInnen selbst sowie die Konkurrenz zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen, Jung und Alt, Männern und Frauen. Gerade diese zentrale Form aller Beziehungsverhältnisse bleibt unthematisiert oder wird nur am Rande und mit verschwiemelten Formulierungen erwähnt; dasselbe gilt für die Verlängerung der Konkurrenz entlang ideologischer (auch ethnischer etc.) Abgrenzungslinien. Das allgemeine Konkurrenzverhältnis gilt überhaupt nicht als konstitutiv für die „vielfältigen" sozialen Beziehungen und Differenzen. Eine solche Ignoranz ist nicht nur theoretisch unterste Schublade; sie kommt auch einem weitgehenden Realitätsverlust gleich.

Übrig und die gesamte Wahrnehmung bestimmend bleibt letztlich das unmittelbare ontologisierte „Klassenverhältnis"; ursprünglich das Verhältnis von (industrieller) Lohnarbeit und Kapitalrepräsentanz, inzwischen das Verhältnis der allumfassenden, diffus „biopolitisch" bestimmten „Multitude" und des ebenso diffus „biopolitisch" bestimmten „Empire" jenseits der politisch-ökonomischen Kategorien des Kapitalverhältnisses, die ihrerseits begründungslos „umdefiniert" wurden. Deshalb kann auch das begrifflich beliebig aufgeblähte, phänomenologisch verkürzte „Klassenverhältnis" nicht als eine Ebene der universellen Konkurrenz erkannt werden. In seinem unmittelbaren, kapitalistisch konstituierten Dasein bildet aber der Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital (genauer: der Gegensatz von funktionaler Kapitalrepräsentanz und funktionaler Arbeitsrepräsentanz, von toter und lebendiger abstrakter Arbeit) wesentlich ein kapitalistisches Konkurrenzverhältnis unter anderen, das aufgrund des spezifischen Charakters der Ware Arbeitskraft eine besondere institutionelle Form im Verhältnis von Unternehmensverbänden und Gewerkschaften angenommen hat. Es gehört damit zu jener Gesamtbewegung der Konkurrenz, die in die herrschenden Daseinsbedingungen eingeschrieben ist und deren Dynamik ratifiziert, also auch die objektive Determination der Krise.

Indem der Operaismus/Postoperaismus die universelle Konkurrenz weitgehend eskamotiert, figuriert stattdessen der Gegensatz zwischen „biopolitischer", angeblich universell mehrwertschöpfender Reproduktionsarbeit und dem subjektiv ausbeuterischen „Empire" als unmittelbar *ontologisches Willensverhältnis*. Damit wird das traditionelle ontologische Subjekt der „Arbeiterklasse" noch einmal hypostasiert. Die verschwommene Ontologie der „Multitude" identifiziert diese einerseits mit den „Armen" schlechthin,

andererseits mit der informationstechnologischen und systemanalytischen Mittelschicht; aber darauf kommt es scheinbar nicht an: „Die Armen verkörpern die ontologische Bedingung nicht nur des Widerstands, sondern zugleich der Produktion des Lebens selbst“ (Hardt/Negri 2004, 153).

Das lebensphilosophische Wortgeklingel verhüllt eine banale Tatsache: In Wirklichkeit „verkörpern“ die Armen wie alle anderen in ihrem unmittelbaren Sosein nur eine Ebene der Konkurrenz und der herrschenden Form des Willens. Sie sind weder die besseren Menschen noch repräsentieren sie irgendein gutes ontologisches Prinzip, sondern sie sind einfach kapitalistisch arm und daher spontan gehalten, sich zu ihrer eigenen Armut im Kontext der universellen Konkurrenz zu verhalten. Deshalb gibt es nicht die geringste Garantie, dass diese kapitalistisch Armen sich „widerständig“ oder emanzipatorisch verhalten. An sich „verkörpern“ sie gar nichts, außer im Kapitalismus zu existieren. Wie sie sich dazu verhalten, kann nicht Ausdruck einer „Verkörperung“ sein, sondern nur Ausdruck einer reflexiven Verarbeitung, deren Inhalt und Stoßrichtung überhaupt nicht a priori feststehen.

War es für den traditionellen Marxismus trotz seiner Arbeitsontologie noch ein zentrales theoretisches und praktisches, keineswegs leicht zu bewältigendes Problem, die Konkurrenz innerhalb der Lohnarbeit wenigstens partiell zu überwinden, so will der Postoperaismus nun völlig unvermittelt die Ontologie der „Multitude“ mobilisieren. Und stand für den traditionellen Marxismus wiederum trotz seiner Arbeitsontologie das Krisenproblem noch in einer dialektischen Beziehung zu den pseudo-naturgesetzlichen Objektivierungen des Verwertungsprozesses, so ist für den Postoperaismus die Krise seiner ontologischen Subjektivierung entsprechend nur noch ein ebenso unmittelbarer Ausdruck der *bewussten Willensverhältnisse*. Die aus dem gesellschaftlichen Subjekt-Objekt-Widerspruch entspringende Dialektik wird vollständig durch Ontologie ersetzt, was man nur als ideologisches Hauptverbrechen bezeichnen kann.[16]

Das ist keine „kopernikanische Wende“ über das traditionelle Paradigma hinaus (wie sich der Postoperaismus gern selber sieht), sondern eindeutig ein Rückfall nicht nur hinter den Arbeiterbewegungsmarxismus, sondern erst recht

[16] Ontologie ist bezogen auf Gesellschaft und Geschichte immer reaktionär und affirmativ, also in diesem Kontext von Grund auf zu bekämpfen. Alle Ideologiebildung der bürgerlichen Gesellschaft ist im Kern ontologisch. Was bedient werden muss angesichts der zerreißenden Widersprüche, ist das „ontologische Bedürfnis“ (Adorno), das auf Rückversicherung hinaus will, ohne zur radikalen Kritik der historischen Form zu gelangen. Zwischen (negativer) Dialektik und Ontologie kann es keine Versöhnung geben; hier scheiden sich die Wege grundsätzlich. Keineswegs zufällig erwärmt sich die gesamte postmoderne Ideologie eher an der „Fundamentalontologie“ des Nazi-Philosophen Heidegger als an der Marxschen Dialektik in der Kritik der politischen Ökonomie. Nicht Marx bildet die zentrale Referenz, sondern Heidegger. Es ist längst überfällig, dass die Frontlinie zwischen Dialektik und Ontologie neu besetzt und der Kampf ausgetragen wird, gerade gegen die Negristen und sonstigen „linken“ Heideggerianer.





hinter die Marxsche Theorie selbst. Da Marx die negativen Formbestimmungen seiner Ökonomiekritik nicht bloß als theoretische Abstraktionen versteht [17], sondern eben gleichzeitig als reale Daseinsformen, kann er das reale Erleben der verselbständigten Zwangsgesetze und damit der objektivierten Krisendynamik auch zureichend erklären. Schon im 1. Kapitel des 1. Bandes des „Kapital“ spricht er deshalb davon, dass sich die elementaren Realbestimmungen der Warenproduktion als „regelndes Naturgesetz“ durchsetzen, und zwar „gewaltsam“, „wie etwa das Gesetz der Schwere, wenn einem das Haus über dem Kopf zusammenpurzelt“ (Marx 1979/1890, MEW 23, 89). Und in einer Fußnote bekräftigt er diese negative Objektivierung mit einem Zitat aus Engels’ früher Schrift „Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie“ von 1844: „Was soll man von einem Gesetze denken, das sich nur durch periodische Revolutionen durchsetzen kann? Es ist eben ein Naturgesetz, das auf der Bewusstlosigkeit der Beteiligten beruht“ (ebda). Krisentheoretisch bekräftigt wird diese Bestimmung des objektivierten Moments als innerer Selbstwiderspruch des Kapitals im 2. Band bei der Analyse des kapitalistischen Kreislaufprozesses: „Je akuter und häufiger die Wertrevolutionen werden, desto mehr macht sich die automatische (!) , mit der Gewalt eines elementaren Naturprozesses wirkende Bewegung des verselbständigten Werts geltend“ (Marx 1965/1893, MEW 24, 109); und erst recht im 3. Band (Abschnitt über den tendenziellen Fall der Profitrate) durch die berühmte Formulierung: „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist *das Kapital selbst*…“ (Marx 1965/1894, MEW 25, 260, Hervorheb. Marx).

Der Begriff des „Naturgesetzes“ konnte zwar leicht positiv gedeutet werden und wurde es auch (sogar von Engels selbst); aber aus der Sicht der Fetischkritik ist diese Objektivierung eine von den Menschen selbst hervorgebrachte, keineswegs „naturnotwendige“, und eben deshalb der zu kritisierende Skandal. Die ideologische Subjektivierung des Verhältnisses und seiner Krise jedoch kritisiert diesen negativen Tatbestand nicht, sondern lässt ihn bloß verschwinden in vermeintlich kalkulatorischen Zwecksetzungen ontologisierter Subjekte.

[17] Dann würde es sich nur um gedankliche „Modelle“ handeln, die der Wirklichkeit äußerlich gegenüberstehen und sie annähernd beschreiben oder auch nicht, während die „Sache selber“ letztlich im Kantschen Sinne als „Ding an sich“ der Erkenntnis entzogen wäre. Diese im Positivismus zu sich gekommene „Methode“, die dem Kapitalverhältnis selber entspricht und daher bereits affirmative Ideologiebildung bedeutet, darf nicht verwechselt werden mit der Adornoschen Begriffskritik, die den theoretischen Abstraktionen der Kritik der politischen Ökonomie nicht ihren Wirklichkeitsgehalt an der „Sache selber“ abspricht, sondern das darin nicht Aufgehende an den realen Gegenständen berücksichtigen möchte. Diese Begriffskritik sagt, dass bestimmte Momente der realen (materiellen, sozialen, natürlichen etc.) Welt nicht in den Begriffen aufgehen, weil das diesen (negativ-kritisch gefassten) Begriffen entsprechende gesellschaftliche Verhältnis diese Welt nicht vollständig erfassen kann, obwohl es totalitär ist. Das ist etwas ganz anderes als das positivistische Verständnis, das den Begriffen reinen Reflexionscharakter zuschreiben will, sie also nicht als negative Realbestimmungen versteht, und damit die negative, totalitäre Realität des Kapitalismus agnostisch aus der Schusslinie nimmt, um sich dann mit unkritischer Tatsachenhuberei zu begnügen.

Antonio Negri ist sich mit voller Klarheit bewusst, dass er einen grundsätzlichen Bruch mit der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie vollzieht. Schon in seinem Buch „Marx oltre Marx“ (Marx über Marx hinaus) von 1979 hatte er behauptet, den Kern einer „materialistisch-subjektivistischen“ Methode freigelegt zu haben, die in Wahrheit nur die handlungstheoretische Verkürzung des „westlichen Marxismus“ noch einmal über sich selbst hinaustrieb und die letzte Tür zur Erkenntnis der fetischistischen Subjekt-Objekt-Dialektik in der Moderne zumauerte. Dass der Subjektivismus nur die Kehrseite des Objektivismus darstellt und nichts löst, soll außerhalb jeder Denkmöglichkeit gestellt werden. Negri kleidet seinen völligen Bruch mit der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie natürlich in die Formel einer „Weiterentwicklung“, die jedoch genauso begründungslos und rein behauptend bleibt wie alle anderen „Umdefinierungen“: „Die materialistische Methode – in genau jenem Maße, wie sie sich gänzlich subjektiviert (!) findet, völlig nach vorne gerichtet, schöpferisch – kann in keinerlei Form von dialektischer Totalität oder logischer Einheit eingeschlossen werden“ (Negri 2005/1979, 7).

Der Kapitalismus ist aber eben deshalb eine negative Totalität, weil er nicht in den willentlichen unmittelbaren Zwecksetzungen seiner Handlungssubjekte aufgeht; und diese Totalität ist eine dialektische, weil sie sich in inneren Widersprüchen bewegt. Es nützt Negri überhaupt nichts, wenn er die „Eingeschlossenheit“ in diese prozessierende Totalität bloß abstreitet statt sie zu kritisieren. Das Dementi des kruden Subjektivismus ist die Krise; und eben deshalb muss auch diese kontrafaktisch subjektiviert und krampfhaft in einen bewusst gesteuerten Willensakt auf dem Boden des ontologischen Heroenkampfes zwischen „Multitude“ und „Empire“ umgedeutet werden. Ein Begriff der kapitalistischen Krise als bewusste Willenshandlung ist so eindeutig aufklärungsdumm (hinter allem steckt unmittelbar ein kalkulierender Wille) und geradezu kindisch, dass die operaistische bzw. postoperaistische Ideologie in diesem Punkt noch dreister und apodiktischer auftreten muss als ohnehin schon.

Das Grundmuster sieht so aus, dass entweder das Proletariat bzw. die „Multitude“ die Kapitalistenherrschaft bewusst in die Krise stürzt (diese begriffliche Umkehrung bzw. falsche Identifizierung im Verhältnis von Krise und Kritik findet sich wie gezeigt schon im Arbeiterbewegungsmarxismus), oder dass andersherum die Kapitalisten bzw. das „Empire“, von den glorreichen „Kämpfen“ des ontologischen Gegensubjekts in Bedrängnis gebracht, ihrerseits die Krise bewusst strategisch „inszenieren“, um ihre Herrschaft zu behaupten. Voraussetzung ist natürlich, dass Negri u.Co. den gesamten Zusammenhang objektivierter Kategorien des Kapitals durchstreichen, vom Wertgesetz bis zum tendenziellen Fall der Profitrate (in diesem letzteren Punkt hat etwa auch Michael Heinrich Berührungspunkte mit dem Postoperaismus). Die drei Bände des „Kapital“ werden im Grunde gegenstandslos und können entsorgt





werden; was übrig bleibt, ist das reine Willensverhältnis als reines politisches Machtverhältnis. Es existieren nur noch Machtbeziehungen als solche, die keinen formationslogischen Grund mehr haben [18].

Es kann nicht unbemerkt bleiben, dass eine derartige Subjektivierung der Krise, die als bewusste „Inszenierung“ in Szene gesetzt werden soll, eine offene Flanke zu den berüchtigten *Verschwörungstheorien* hat, deren historischer Kern bekanntlich im antisemitischen Syndrom besteht. Diesen Zusammenhang zu benennen, hat nichts mit einer billigen Denunziation zu tun; er ergibt sich unfreiwillig aus der Ideologie einer vermeintlichen Aufhebung des „prozessierenden Widerspruchs“ durch die Reduktion auf unmittelbare Macht- und Willensverhältnisse. Wenn „das Kapital“ qua seiner zentralen Machtinstanzen und herrschenden Fraktionen die Krise bewusst inszeniert, dann ist das eigentlich konkret nur so vorstellbar, dass zu diesem Behufe hinter den Kulissen die Fäden gezogen werden, heimliche Verabredungen stattfinden und derart konstruierte Machtentscheidungen sich durchsetzen, einschließlich einer ebenso klandestin eingefädelten medialen Interpretation [19].

Auch die „antideutschen“ Ideologen haben eine Affinität zu dieser Subjektivierung, obwohl sie vordergründig am meisten die verschwörungstheoretischen Interpretationen zurückweisen und deren mehr oder weniger verkappten Antisemitismus thematisieren. Fehlt die Ideologiekritik beim Postoperaismus fast vollständig (entsprechend seinem postmodernen Durch-

[18] Damit wird die Kritik der politischen Ökonomie in die Machtontologie etwa eines Foucault aufgelöst. Die Wurzel dieses machtontologischen Denkens findet sich ebenfalls schon im Arbeiterbewegungsmarxismus, nicht zuletzt in der Tendenz, den inneren Selbstwiderspruch und die Bewegungsgesetze des Kapitals durch staatlichen Machtanspruch und etatistische Steuerung für sistiert zu erklären. Die sozialdemokratische Theorie vom (staatlich) „organisierten Kapitalismus“ (Hilferding) taucht auch im Parteikommunismus der Nachkriegszeit und, negativ gewendet, in der kritischen Theorie Adornos und Horkheimers auf. Dieser Strang der Ideologie eines von objektiven Widersprüchen und Gesetzmäßigkeiten emanzipierten Kapitalismus als pures Machtverhältnis bildet die Grundlage des operaistischen bzw. postoperaistischen Begriffs einer unmittelbar „politischen Verwertung“ ebenso wie der „antideutschen“ These vom „Staatssubjekt Kapital“ (vgl. dazu genauer Kap. 20).

[19] Die unfreiwillige Nähe zu verschwörungstheoretischen Verdächtigungen umfasst einen erheblichen Teil des linken Spektrums, was verschiedenen Graden der Nähe zu machtontologischen Subjektivierungen entspricht. So erscheint etwa die sogenannte neoliberale Wende in restmarxistischen bzw. linkskeynesianischen Diskursen weniger als Reaktion auf objektive Widersprüche im Prozess der Weltkrise der dritten industriellen Revolution, sondern eher als eine Art Putsch neoliberaler Koryphäen und Hardliner in den kapitalistischen Institutionen von Wissenschaft und Politik, der dann auch wieder politisch einfach rückgängig gemacht werden könnte. Die untergründige Verbindung zum antisemitischen Kern des verschwörungstheoretischen Denkens wird natürlich empört zurückgewiesen. Allerdings ist gerade der Postoperaismus durch seine extreme Subjektivierung und Ontologisierung der Verhältnisse in besonderer Weise ideologiekritisch unterbelichtet. Nicht nur der Antisemitismus mit seinen verschiedenen Erscheinungsformen im globalen Massenbewusstsein wird als „dunkle Seite der Multitude“ verharmlost. Es wird zu beobachten sein, ob und inwieweit im Fortgang der Krise direkt verschwörungstheoretische Affekte (etwa zum 11. September) in der Auflösung der postoperaistischen Ideologie wie überhaupt des Rest- und Postmarxismus zu Tage treten.

gang), so folgen die „Antideutschen“ aber umgekehrt wie gezeigt einem ideologiekritischen Reduktionismus. Dieser jedoch enthält ebenfalls eine Subjektivierung, indem die bewusste Ideologiebildung zum Demiurgen der Verhältnisse gemacht und die objektive Seite ausgeblendet oder letztlich in Ideologie aufgelöst wird. Damit verfehlt dieses Denken ebenso die Subjekt-Objekt-Dialektik des „prozessierenden Widerspruchs“.

So wird behauptet: „Die Krise…existiert nicht unabhängig vom Bewusstsein, das die Menschen von ihr haben“ (Scheit 2001, 15). Darin liegt eine entscheidende Verkürzung oder Verwirrung. Zwar entsteht die Krise durch bewusste menschliche Handlungen in der universellen Konkurrenz, aber eben deswegen nicht intentional, sondern als blinde Objektivierung hinter dem Rücken der nur in Bezug auf ihre atomisierte Partikularität (als Individuen, Gruppen, Unternehmen etc.) bewusst Handelnden; und insofern ist das Erscheinen der Krise völlig unabhängig von einem Bewusstsein der Menschen, das unmittelbar keine Reflexion „über“ seine eigenen Verhältnisse enthält. Was im weiteren nicht unabhängig vom Bewusstsein sein kann, sind dagegen wiederum die Reaktionen auf die Krise und damit deren Verlaufsform mit offenem Ausgang („Sozialismus oder Barbarei“). Das sind aber zwei verschiedene Dinge. Indem beides kurzgeschlossen wird, verlagert sich unter der Hand die Krise erst recht in das kalkulierende Subjekt, wie es ja auch für das Aufklärungsdenken letztlich immer erscheinen muss. Auch daraus könnte schließlich eine Art Verschwörungstheorie destilliert werden; jedenfalls dockt die Reduktion des Widerspruchs auf Ideologie insgeheim an ein solches Denken an.

Beim Operaismus/Postoperaismus dagegen handelt es sich nicht um bloße Ungereimtheiten der Argumentation, sondern eben um eine nur noch grotesk zu nennende absolute Reduktion der Krise und ihres Begriffs auf unmittelbare, bewusste Macht- und Willensentscheidungen. So behauptet die alt-operaistische Zeitschrift „wildcat“ immer noch: „(Der) Operaismus (und später Bonefeld und Holloway) hat herausgearbeitet, dass die Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts der backlash auf die Repression gegen die zu Beginn des Jahrhunderts und in den Revolutionen am Ende des Ersten Weltkriegs deutlich gewordene Klassenstärke war. Die Krise nach 1973 war geprägt von den Klassenkämpfen und von daher eine historisch neue Situation“ (Wildcat-Homepage, Zugriff 30.5.2009). Für dieses absolut subjektivierte Verständnis „läutete“ dann 1979 die Politik des damaligen US-Notenbankchefs Volcker „den langen neoliberalen Krisenangriff (!) ein“ (a.a.O.). Die „Krise der Krise“ (a.a.O.) seit Herbst 2008 dürfte dann wohl dem neuen superschlauen Masterplan etwa eines Alan Greenspan entsprungen sein, oder war es doch der dunkle Fürst Voldemort?

Ein kleines Problem gibt es dann doch. Wenn nämlich die Krise als Wille gegen Wille stattfindet (wer wen?), dann müsste schon klar gesagt werden, ob es





nun die Kapitalisten bzw. ihre Agenten selber sind, die mittels der inszenierten Krise zum Schlag ausholen, oder ob es nicht umgekehrt das Proletariat alias die „Multitude“ ist, die sowieso hinter allem steckt. Das Verhältnis von kapitalistischer Entwicklung bzw. Krise einerseits und „Kämpfen“ andererseits war schon im alten Operaismus unklar, wie ein Gewährsmann berichtet: „M. Tronti vertrat die vielfach rezipierte These, Arbeitskämpfe und insbesondere die proletarische Arbeitsverweigerung würden das Kapital durch Absenkung der Mehrwertraten zur Einleitung immer neuer Produktivitätssprünge zwingen…Im Gegensatz dazu findet sich bei R. Panzieri kaum jemals mehr als der Hinweis auf die Parallelität von proletarischer Militanz und kapitalistischer Entwicklung. Zu Aussagen bezüglich eines möglichen Kausalverhältnisses ließ Panzieri sich so gut wie nie verleiten. Wo sich solche Aussagen finden, neigt er zu einer Auffassung, die der von Tronti diametral entgegengesetzt ist: dass nämlich die von der Kapitalseite eingeleitete Veränderung des Produktionsprozesses zu neuen Kämpfen führe und nicht umgekehrt“ (Henninger 2008, 24).

Hinsichtlich des Krisenbegriffs muss sich diese Unklarheit noch verschärfen oder eben zu der märchenhaften Vorstellung führen, dass „Kapitalisten“ und „Proletarier/Multutide“ die gesamte Gesellschaft abwechselnd bewusstwillentlich in die Krisen stürzen, sodass es dann beim jeweiligen Gegenschlag des antipodischen Willens zur „Krise der Krise“ kommt, wie sie zuvor von der Gegenseite gewollt worden war. Wenn es nicht mehr denkbar ist, dass die Krise der kapitalistischen Subjekt-Objekt-Dialektik angehört und sich durch die universelle Konkurrenz bzw. die politisch-ökonomische Widerspruchsbearbeitung hindurch hinter dem Rücken aller Beteiligten als schiere Objektivität herstellt, dann sind derartige Albernheiten unvermeidlich. Ernsthafte analytische Aussagen werden so ganz unmöglich[20].

Keine einzige historische Krise im Kapitalismus lässt sich aus unmittelbaren „Willenskämpfen“ herleiten; aber die im Herbst 2008 einsetzende neue Weltwirtschaftskrise noch viel weniger als alle vorherigen. Denn hier ist nicht einmal mehr äußerlich ein realer Kausalzusammenhang mit „Kämpfen“ oder bewussten „Politiken“ zu konstruieren, oder höchstens mittels offenkundiger Phantasmagorien. Das Platzen der Finanzblasen, der Bankrott von Lehman Brothers und die Folgen waren weder ein Komplott des „Empire“ noch auch nur dem Hauch eines „sozialen Kampfes“ geschuldet, in den USA ebensowenig wie anderswo. Das können sogar der häuslebauende Opel-Normalo und der linksradikale Szene-Huber begreifen. Daher muss die subjektivistische

[20] Sobald Operaisten bzw. Postoperaisten Krisenphänomene beschreiben, gerade der aktuellen Weltwirtschaftskrise, bleiben sie auf der Oberflächenebene; aber selbst auf dieser lässt sich ihre eigene Beschreibung nur im Sinne einer den Akteuren gegenüber verselbständigten Dynamik verstehen. Tatsächlich ist die subjektivistische Krisenerklärung den Beschreibungen äußerlich angehängt; letztere selber verweisen darauf, dass dieser Ideologie längst schon die Begriffe für ihr eigenes Material fehlen.

Krisenideologie angesichts dieser Sachlage in rein mystifikatorische Appelle an ein real kaum existierendes ideologisches „Wir“ verfallen.

Dafür ist vor allem John Holloway gut, der den Marxschen Fetischbegriff nur deshalb wieder in den Postoperaismus eingeführt hat, um ihn „existentialistisch“ als Bestimmung eines lockeren Epiphänomens zu verfälschen und zu verharmlosen. Die völlige Unfähigkeit, die Krise und ihren historischen Charakter zu erklären, deutet dann die eigene Ohnmacht gegenüber der kapitalistischen Objektivierung in geradezu göttliche Schöpferkraft um: „Die Wut der Würde stellt uns ins Zentrum. Wir erschaffen die Welt mit unserer Kreativität, unserer Aktivität. Wir sind es auch, die den Kapitalismus, der uns tötet, erschaffen: deshalb wissen wir, dass wir aufhören können, ihn zu erschaffen. Es sind wir, die die gegenwärtige Krise des Kapitalismus erschaffen, oder besser: wir *sind* die Krise des Kapitalismus“ (Holloway 2008, 17, Hervorheb. Holloway). Die Tatsache, dass „wir alle“ (das „wir“ wären dann ausnahmslos alle Gesellschaftsmitglieder) den Kapitalismus reproduzieren und seine Krisen „produzieren“, indem „wir“ innerhalb seiner Konstitution unser Dasein fristen, wird hier aus der zugrunde liegenden Objektivierung herausgenommen und zu einer unmittelbar subjektiven Allmachtsphantasie umgedeutet, die nur infantil genannt werden kann und aus der überhaupt nichts folgt. Bei diesem „wir“ handelt es sich offensichtlich um einen mystifizierenden pluralis majestatis, der zum Spott herausfordert. Wenn WIR sowieso in UNSERER Herrlichkeit die Welt erschaffen, dann erschaffen WIR auch den Kapitalismus und erst recht seine Krise, weil WIR sowieso immer schon „alles“ sind und machen. Aber lieber Gott, im Vertrauen gefragt: Hätten WIR uns die Erschaffung des Kapitalismus nicht sparen können, wenn WIR sowieso auch seine Krise und seine Abschaffung erschaffen? Oder dient das alles nur UNSERER Unterhaltung, weil WIR in UNSERER Erhabenheit geruhten, Langeweile zu empfinden?

Die fetischistische Subjekt-Objekt-Dialektik in eine falsche unmittelbare Identität aufzulösen, kann nur zu derartigem Begriffskitsch führen, dessen „Wut der Würde“ noch nicht einmal im sentimentalen Verständnis glaubwürdig ist. Während die polare Subjektivierung von „Empire“ und „Multitude“, ja sogar die verschwörungstheoretische Erklärung wenigstens noch auf einen formalen Rest von (allerdings unbegriffener) immanenter Widersprüchlichkeit verweist, nimmt die Hollowaysche Reduktion auf das eindimensionale existentialistische WIR als Subjekt der „Krisenerschaffung“ direkt paranoide Züge an: „(Wir) sind für die Krise verantwortlich und wir werden die Revolution nicht in der Zukunft machen müssen, da wir sie bereits machen, und die Krise ist der sichtbare Ausdruck, dass wir sie bereits machen…Wir sind die Aufsässigkeit, das heißt die Krise des Kapitals…unser Rebellischsein, unsere Aufsässigkeit, unsere Würde, erschüttern das System. Die Krise des Kapitals ist ein Ausdruck der Stärke unserer Würde. Wir sollten uns die Krise nicht als Zusammenbruch des Kapitalismus vorstellen, sondern als Durchbruch unserer Würde“ (Holloway, a.a.O., 17 f.). Wenn das die Belegschaften und die Chefs von Lehman Brothers oder General Motors gewusst hätten…

Was macht nun die Würdelosigkeit dieser fadenscheinigen „Würde“ eigentlich aus? Die Subjektivierung der Krise entspricht der Auflösung der Fetischverhältnisse in unmittelbare Willensverhältnisse. Auf den ersten Blick scheinen die ontologisierten Willensträger und ihre Zwecke einander äußerlich und in dieser Weise entgegengesetzt zu sein: Wille gegen Wille, Arbeit gegen Kapital, Klasse gegen Klasse, „Multitude“ gegen „Empire“, Arme gegen Reiche; und so „machen“ sie bewusst in Schlag und Gegenschlag „alles“ einschließlich der Krise. Diese vermeintlich gewonnene Klarheit wird jedoch verunsichert im Zuge des postmodernen Durchgangs. Denn auch in den poststrukturalistischen Theorien verhält sich die Sache nicht so einfach; für die Foucaultsche Machtontologie etwa besteht die „Produktivität“ der Macht gerade darin, dass sie kein äußerliches Repressionsverhältnis darstellt, sondern den Willen und die Entäußerungen aller Beteiligten in einem permanenten Mutationsprozess einschließt. Es gibt also ein den „Kämpfenden“ gemeinsames, sie umfassendes „Fluidum“ der Macht, das aber als solches unbestimmt und ontologisch bleibt, während seine konkreten Zustände nur auf der Ebene einer „Mikrophysik der Macht“ (Foucault) in unmittelbaren Partikularitäten und Verlaufsformen erscheinen.

Diese Art der Bestimmung eines sozial übergreifenden Zusammenhangs fällt zurück hinter den Marxschen Fetischbegriff einer gemeinsamen negativen Form des Willens, d.h. der funktionell und sozial unterschiedlichen Eingebundenheit ausnahmslos aller Akteure in denselben Form- und Funktionszusammenhang des Kapitals, also des ihnen gleichermaßen vorausgesetzten und von ihnen gemeinsam in Gang gehaltenen automatischen Subjekts. Da in den postmodernen Theorien das übergreifende Gemeinsame nicht nur verkürzt und diffus dargestellt, sondern auch ontologisiert wird, bleibt es sowohl begrifflich unzugänglich als auch grundsätzlich unkritisierbar. Es kann in diesem Verständnis nur „Verschiebungen“ innerhalb der Machtontologie geben, während die historische Formbestimmung als spezifische Produktions- und Lebensweise unter den Tisch fällt. Dennoch muss die dunkel aufdämmernde Erkenntnis eines den „Willenskämpfern“ Gemeinsamen die Unmittelbarkeit einander äußerlicher und entgegengesetzter Willensträger in gewisser Weise dementieren.

Da aber kein kritischer Begriff der gemeinsamen Willensform mehr besteht, schlägt die falsche Unmittelbarkeit in ein absurdes Konstrukt um, wie es sich in Ansätzen schon bei Hardt/Negri und dann noch deutlicher bei Holloway zeigt: Unter der Hand verwandeln sich die beiden aufeinander einprügelnden Willenssubjekte in ein einziges, von dem das andere auf unbegreifliche Weise aus sich heraus gesetzt wird. Das eigentlich allumfassende, gottgleiche Schöpfersubjekt

(„Klasse“, „Multitude“, „WIR“) ist gleichzeitig sein eigenes Gegenteil, womit alte literarische Motive des Doppelgängers oder des verselbständigten „Schattens“ bzw. der Schizo-Struktur des Bewusstseins implizit aufgegriffen werden[21], deren immanenter Verweis auf die Fetisch-Konstitution unthematisierbar bleibt (und ja auch explizit abgewehrt wird). So gibt es keine begriffliche und analytische Auflösung des Rätsels, sondern nur die Mystifikation eines paranoiden Meta-Willenssubjekts, das der hymnischen Anbetung verfällt.

Anders sind das gesellschaftliche Verhältnis und seine Krise nicht zu denken, wenn das Problem der Objektivierung durchgestrichen ist. Nicht die gemeinsame historische Willensform wird radikal kritisiert und durchbrochen, sondern das unmittelbare Dasein des WIR soll schon die affirmative Reproduktion des Verhältnisses, seine Krise und seine Kritik in einem Aufwasch sein: „Wir sind das Kapital“ (so im Frankfurter Bankenviertel demonstrierende Stahlarbeiter); „Wir sind das Volk“ (DDR-Staatsbürger bei der Transformation in BRD-Staatsbürger); „Wir sind Opel“; „Wir sind die Krise“; unser Bankrott ist unsere „Würde“ und nur ein Ausdruck davon, dass „Wir die Revolution machen“. WIR sind reif für die Klapsmühle.

## Weitere vorgesehene, aber nicht mehr geschriebene Kapitel:

10. Kapitalismus als ewige Wiederkehr des Gleichen
11. Historischer Empirismus. Die wundersame Flexibilität der Verwertungslogik
12. Rückkehr zur schlechten Normalität?
13. Krise als bloße „Bereinigungsfunktion“ der zirkulativen Widersprüche
14. Exkurs: Die „wertkritische“ Aufweichung und partielle Preisgabe der radikalen Krisentheorie
15. Immer wieder das „Realisationsproblem“
16. Muss die Krise klein oder groß? Der verkürzte Begriff des „Systems“
17. Auf dem Weg zum Bio-Kapitalismus?
18. Ökologischer Reduktionismus
19. Überlebensfähigkeit des Einzelkapitals oder eines Minderheitskapitalismus?
20. Der Charakter der postmodernen Finanzblasen-Ökonomie
21. Exkurs: Verkürzte Finanzmarktkritik, Antiamerikanismus und struktureller Antisemitismus
22. Die letzte Instanz oder der Wunderglaube an den Staat

[21] Auch in der Philosophie scheint dieses Motiv auf. So zerfällt bei Hegel schon in den frühen Jenaer Schriften das Ich in einen allgemeinen Willen einerseits und ein „besonderes Dasein“ andererseits, sodass sich der Zwang des Gesetzes im Inneren des Ich selbst abspielt: „...denn der *Zwang* enthält nicht meine Unterwerfung, das Verschwinden meines Selbst gegen ein andres Selbst, sondern *meiner gegen mich selbst, meiner als Besondern gegen mich selbst als Allgemeinen*“ (Hegel 1974/1805-06, 254, Hervorheb. Hegel).





23. Die demokratische Illusion
24. Die falsch gestellte Eigentumsfrage
25. Linkskeynesianismus oder die Reduktion der Unterkonsumtionstheorie
26. Krieg als Krisenlösung?
27. Verschiebt die Krise nur die globalen Machtverhältnisse?
28. Das Geschlecht der Krise
29. Das Scheitern an der kategorialen Kritik
30. Gesellschaftliche Synthesis und Sozialismus
31. Exkurs: „Keimform“ - ein kapitales Missverständnis
32. Wer ist vermittlungslos? Kriterien der gewerkschaftlichen Immanenz
33. Karneval der „Kämpfe“ und alternativideologischer Sozialpazifismus
34. Wie Herr Biedermeier alles gut werden lassen möchte

Epilog

## Literatur

*Editorische Anmerkung: Die Literaturliste wurde aufgrund der im Text zu findenden Zitate nachträglich rekonstruiert. Fehler sind nicht auszuschließen.*


Ebermann, Thomas / Trampert, Rainer (1995): Die Offenbarung der Propheten. Über die Sanierung des Kapitalismus, die Verwandlung linker Theorie in Esoterik, Bocksgesänge und Zivilgesellschaft, Hamburg

Elbe, Ingo (2008): Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Berlin

EXIT-Gruppe (2007): Mit Marx über Marx hinaus. Kapitalismuskritik für das 21. Jahrhundert, Kaiserslautern

Gegenstandpunkt (1992): Der Untergang des Abendlands – linksherum, in Heft 2-1992

Gegenstandpunkt (1996): Was sich mit Marx doch alles anstellen lässt! Die linke Kontroverse um das radikalste Menschenbild, in Heft 4-1996

Gegenstandpunkt (2008): Wie man „Das Kapital“ nicht schon wieder neu lesen sollte. Zur „Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie“ von Michael Heinrich, in Heft 2-2008

Hardt, Michael / Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt a. M.

Hardt, Michael / Negri, Antonio (2004): Multitude. Krieg und Demokratie im Empire, Frankfurt a. M.

Haug, Wolfgang Fritz (2006): Neue Vorlesungen zur Einführung ins Kapital, Hamburg

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1974/1805-06): Jenaer Systementwürfe III: Naturphilosophie und Philosophie des Geistes (Jenaer Realphilosophie), Hamburg

Heinrich Michael (2000): Neues vom Weltuntergang?, in Streifzüge 2/2000, Wien

Heinrich, Michael (2000 a): Blase im Blindflug. Hält das »Schwarzbuch Kapitalismus«

von Robert Kurz, was der Titel verspricht?, in Konkret 3/2000, Hamburg
Heinrich, Michael (2003): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition, Münster
Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart
Heinrich, Michael (2006): Alle reden vom Aufschwung, in jungle world 34, 23.8.2006, Berlin
Heinrich, Michael (2007): Profit ohne Ende. Der Kapitalismus hat erst angefangen, in jungle world 28, 12.7.2007, Berlin
Heinrich, Michael (2008): Die gegenwärtige Finanzkrise und die Zukunft des globalen Kapitalismus, in Phase 2.28
Heinrich, Michael (2008 a): Wie das Marxsche Kapital lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des »Kapital«, Stuttgart
Holloway, John (2004): Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen, Münster
Initiative Sozialistisches Forum (2000): Der Theoretiker ist der Wert. Eine ideologiekritische Skizze der Wert- und Krisentheorie der Krisis-Gruppe, Freiburg
Kurz, Robert (1986). Die Krise des Tauschwerts, in Marxistische Kritik 1, Erlangen
Kurz, Robert (1991): Der Kollaps der Modernisierung, Farankfurt a. M.
Kurz, Robert (1993): Subjektlose Herrschaft. Zur Überwindung einer verkürzten Gesellschaftskritik, in Krisis 13, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)
Kurz, Robert (1999): Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft, Frankfurt a. M.
Kurz, Robert (2003): Die antideutsche Ideologie, Münster
Kurz, Robert (2003 a): Negative Ontologie. Die Dunkelmänner der Aufklärung und die Geschichtsmetaphysik der Moderne, in Krisis 26, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)
Kurz, Robert (2003 b): Tabula Rasa. Wie weit muss oder darf die Kritik der Aufklärung gehen?, in Krisis 27, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)
Kurz, Robert (2004): Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte, Bad Honnef
Kurz, Robert (2005): Die Substanz des Kapitals. Abstrakte Arbeit als gesellschaftliche Realmetaphysik und die absolute innere Schranke der Verwertung, Teil 2, in EXIT! 2, Bad Honnef
Kurz, Robert (2007): Grau ist des Lebens goldner Baum und grün die Theorie. Das Praxis-Problem als Evergreen verkürzter Kapitalismuskritik und die Geschichte der Linken, in EXIT! 4, Bad Honnef
Lohoff, Ernst (1991): Brüderchen und Schwesterchen, in Krisis 11, Erlangen
Löw, Konrad (1996): Der Mythos Marx und seine Macher. Wie aus Geschichten Geschichte wird, München
Marx, Karl(1979/1890): Das Kapital Band 1, MEW 23, Berlin
Mattick, Paul (1974/1959): Krisen und Krisentheorien, Frankfurt a. M.



Negri, Antonio(2005/1979): Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts, Berlin
Ortlieb, Claus Peter (1998): Bewusstlose Objektivität. Aspekte einer Kritik der mathematischen Naturwissenschaft, in Krisis 21/22, Bad Honnef
Ortlieb, Claus Peter (2009): Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik, in EXIT! 6, Bad Honnef
Pannekoek, Anton (1971/1934): Die Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus, Hamburg
Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg
Reichelt, Helmut (2008): Neue Marx-Lektüre. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Logik, Hamburg
Schandl, Franz (2008): Zur Kritik des Theoretikers, in Streifzüge 43, Wien
Schelling, Friedrich Wilhelm Josef (1985/1800): System des transcendentalen Idealismus, in Ders., Ausgewählte Schriften in sechs Bänden, Bd. I, Frankfurt a. M., S.395-702
Scholz, Roswitha (1992): Der Wert ist der Mann. Thesen zu Wertvergesellschaftung und Geschlechterverhältnis, in Krisis 12, Bad Honnef
Scholz, Roswitha (2000): Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef
Scholz, Roswitha (2005): Der Mai ist gekommen. Ideologische Verarbeitungsmuster der Krise in wertkritischen Kontexten, in EXIT! 2, Bad Honnef
Scholz, Roswitha (2009): Gesellschaftliche Form und konkrete Totalität. Zur Dringlichkeit eines dialektischen Realismus heute, in EXIT! 6, Bad Honnef
Stützle, Ingo (2001): Marxismus im Kurzschluss. Das neue Marx-Buch des Krisenpropheten Robert Kurz ist ein Ärgernis, in ak – analyse und kritik 449, 12.4.2001
Werder, Lutz von (2009): Geht die Welt unter – und wenn ja, warum? Kritik des apokalyptischen Bewusstseins, Milow